

DER MARIENBOTE

November 1960

Lobpreise meine Seele den Herrn!
So lang ich lebe, preise ich den Herrn
und singe meinem Gott, solang ich bin.
Verlasst euch nicht auf einen Fürsten,
auf einen Menschen, der sich nimmer helfen kann!
Wenn ihm der Odem ausgeht, kehrt er wiederum zu seiner Erde.
Aus ist's an jenem Tag mit seinen Plänen. —
Wohl dem, des Helfer Jakobs Gott ist,
und dessen Hoffnung ruht nur auf seinem Herrn und Gott,
der Himmel, Erde, Meer
und alles was darin, erschaffen!
Er, der zu aller Zeit Gerechte,
verschafft den Unterdrückten Recht,
gibt Brot den Hungernden. —
Der Herr löst der Gefang'nen Not,
der Herr gibt Blinden Licht,
der Herr hebt die Gebeugten auf,
die Frommen liebt der Herr.
Der Herr beschützt die Fremdlinge,
erhält die Waisen und die Witwen.
Die Frevler aber lässt Er irre gehen.
Der Herr wird ewig König sein,
dein Gott für alle Zeiten — Alleluja.

Ps. 146

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249. Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

29. Jahrgang November 1960, Battleford, Sask. No. 2

Dies und Das

Heilig ist Gott "Dem König der Ewigkeit, dem unsterblichen, unsichtbaren, dem einen Gott, sei Ehre und Ruhm in alle Ewigkeit!" So haucht und so braust der Geist der Heiligen Schrift (1. Tim. 1:17) durch den gläubig liebenden Menschen zu Gott hinauf, dem Drei-Einen. In feierlichen Sängen und in leisem Beten, der ewigen Gottheit geboten von Priestern, Kindern, Frauen und Männern, fügt die Kirche tagtäglich hinzu: "Voll Deiner Herrlichkeit sind Himmel und Erde! Hosanna Dir, der Du der Gott der Höhen bist! Hochgelobt, der Du zu uns kommst!"

Hochgelobt Du, unser Herr Jesus Christus! Hochgelobt Du, der fleischgewordene Gottessohn, der Du unser Weg bist von der Sünde zum Vater!

Gott IST. Er ist weder geworden noch wird Er jemals enden, und Seines Daseins ewig lebendes Fluten ist weder in Stunden geteilt noch in Monate, Jahre oder Jahrtausende: "In Ewigkeit bist Du erhaben Herr. Alle Zeit umspannt Dein Reich" (Job 36:26). "Weißt du denn nicht? Hörst du es nicht? Ein ewiger Gott ist der Herr, der Schöpfer der Enden der Erde. Er wird nicht müde, Er wird nicht matt. Unergründlich ist Seine Einsicht. Er gibt Kraft den Müden, leiht Stärke den Schwachen. Selbst Jünglinge werden müde und matt, junge Männer brechen zusammen" (Is. 40:28), "doch fest steht von urher Gottes Thron" (Ps. 93:2).

Niemand und nichts kann sich neben Ihn stellen: "Wem wollt ihr mich vergleichen?" (Is. 40:25). Sein Wesen ist anders als das selbst der höchsten, mächtigsten Kreatur. Machtvoll, allerhaben ist Er — Er ist die Herrlichkeit und die Kraft, die grenzenlose Fülle in allem. Nie braucht Gott sich zu sammeln, nie braucht Er auf morgen zu warten oder auf kommende Jahre, um noch machtvoller zu werden gegen Feind und Widerpart. Raum und Zeit gelten nicht für Ihn. Gott lebt nicht aus der Vergangenheit über die Gegenwart in eine ungewisse Zukunft hinein, noch ist Sein Wesen von Räumen umgrenzt wie die Körper der Kreatur und wie die erschaffenen Geister. Gott ist der unaussprechbar, der unerdenkbar Große, der Unveränderliche, der Mächtige in Ewigkeit.

"Er ist die Ursache aller Dinge, nicht als Weltseele, sondern als Herr über Alles. Er ist ein lebendiger, einsichtiger, mächtiger Gott, ewig und unendlich, allmächtig und allwissend. Er ist weder Zeit noch Raum, doch ist Er überall, in jeder Zeit und in jedem Raum. Er ist dort nicht bloss durch das Ausstrahlen Seiner Kraft, sondern mit Seinem ganzen Wesen. Denn man kann nicht wirken, wo man nicht ist." (Newton).

Gott aber ist überall. Er "ist nicht fern einem jeden von uns. Denn in Ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir" (Apostelg. 17:28). "Ein Spruch des Herrn: Bin ich nicht ein Gott der Nähe und der Ferne? Erfülle Ich nicht Himmel und Erde?" (Jer. 23:23). Und doch "fassen Ihn nicht

die Himmel noch der Himmel Himmel" (3 Kön. 8:27).

Die unerfaßbaren Ewigkeiten Seines Wesens verhüllen Ihn unserem Auge. Doch "Finsternis ist nicht in Ihm" (Joh. 1:15). In Ihm ist alles hellste Klarheit, ist alles ewige Wahrheit. Er ist die höchste und die unerschütterliche Wirklichkeit, und weil Er unantastbar ist in Seiner Wirklichkeit, ist Sein ewiges Dasein auch ewige Wahrheit. Und alle Wahrheit ist in Ihm. In Gott ist alles sinnvoll, und nichts von dem, was Er erschaffen und was Er zuläßt, ist sinnlos, zwecklos, planlos. Kein Schmerz, kein Leid, kein trotzender Fürst der Welt und kein Satan, keine Knute und keine Träne. Tief wie die Ewigkeit ist Sein Denken: "Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken. Nicht eure Wege Meine Wege. Soviel der Himmel höher als die Erde, sind Meine Wege höher als die eurigen, Meine Gedanken höher als eure Gedanken. Wie Schnee und Regen vom Himmel fallen und nicht mehr dorthin zurückkehren, vielmehr die Erde tränken, befruchten und mit Grün bedecken, dem Sämann Samen geben und Brot dem Essenden, so ist's mit Meinem Wort, das Meinen Mund verläßt. Nicht kehrt es zu Mir zurück, es habe denn getan, was Ich gewünscht, mit Glück vollführt, wozu Ich es ausgesandt" (Is. 55:8-11).

Fragend steht der Mensch auf Erden. Fragend und zweifelnd, ja sogar spottend. Er kann den Sinn des Lebens mit all seinem Jammer nicht erfassen, er kann das Warum der widerspruchsvollen Zeitgeschehnisse nicht durchschauen. Warum so viel grausame Not? Warum so viel Macht in den Händen der Großen?

Und doch hat alles Sinn in Gott, der ewig die Wahrheit ist. Unendlich wahr ist Er in Seinem Dasein und in Seinen Werken der Schöpfung, der Erlösung und der Lenkung der Geschichte der Menschen. Ohne Hintergedanken, ohne Nebenabsicht ist Gottes Wort, sind Gottes Taten in der Schöpfung: "Er kann sich selbst nicht verleugnen" (2. Tim. 2:13) und unwahr, unehrlich werden. "Nie ist Gott wie ein Mann, daß Er Sein Wort nicht hielte; nicht wie ein Menschenkind, daß Er Sein Wort bereute. Soll Er nur reden und nichts tun? Verheißen und nicht erfüllen?" (Num. 23:19). "Gott lügt niemals!" (Titus 1:2), "treu ist Er" in allem (1. Kor. 1:9).

Wohl ist Er die Wahrheit, die "in einem unzugänglichen Lichte wohnt" (1. Tim. 6:16), doch ist Er zugänglich Seinen Menschen.

Es ist un-gut, wenn etwas nicht da ist, wenn uns etwas fehlt, Geld oder Haus, Gesundheit oder Glück. Das Schlimme, das mit uns ist, kann ja nur sein, weil das Gute uns nicht kommt. Wir sind geldlos, ohne Geld, obdachlos oder ohne Haus, krank oder ohne Gesundheit, un-glücklich, das heißt ohne Glück. Nur was da ist, um zu geben, ist gut. Und darum ist Gott gerade deswegen, weil Er ewig da ist, auch ewig gut. Er ist der Ur-wert und somit auch die Ur-Güte, eine Güte in Ewigkeiten gründend und deswegen auch das einzige Gut, das wirklich wert ist, vom Menschen gesucht zu werden.

Es braucht der Mensch jedoch nicht lange zu suchen, um den Dreipersönlichen Gott zu finden. Gott, der das Gutsein selbst ist weil Er so vollkommen ist wie die Ewigkeit tief, strahlt Sein Gutsein aus über alle Menschen.

Seine Güte ist mit uns durch die Macht Seiner Liebe. Wie Seiner Wahrheit Glanz, so strahlt auch Seiner Güte göttliches Walten durch alles, was da ist und was geworden ist. Es strahlt das Gutsein Gottes in ewiger Liebe in der Person des Heiligen Geistes vom Vater zum Sohn und vom Sohn zum Vater, und es strahlt diese Liebe von der allheiligen Dreifaltigkeit den Geschöpfen zu, und zwar immer, ununterbrochen. "Ich bin Gott und kein Mensch, in deiner Mitte der Heilige. Nicht komme ich zu dir in Zornesglut" (Osee 11:9). Ja, Er, "Gott, ist die Liebe" (Joh. 4:8). Er ist nicht so wie der Mensch, der einmal Liebe hat und dann wieder nicht: Gott IST die Liebe, Er ist ewige, unveränderliche Liebe. Seine Liebe ist ganz unabhängig von Gefühlen der Zuneigung oder der Abneigung, von Gefallen oder Ungefallen, vom Glück, geliebt zu werden, oder von Schmerz verspottet und gehaßt zu sein. Er liebt, weil Er Gott ist, das ewige Gut und das ewigen Gutsein.

"Doch Du erbarmst Dich aller, weil Du alles vermagst. Du übst Nachsicht mit den Sünden der Menschen, damit sie Buße tun. Denn Du liebst alles, was ist, ud verabscheust nichts von dem, was Du geschaffen. Denn hättest Du etwas gehaßt, dann hättest Du es nicht erschaffen. Wie könnte etwas bestehen, wenn Du es nicht willst? Wie wäre etwas erhalten geblieben, wenn Du es nicht ins Dasein gerufen hättest? Du verschonst alles, weil es Dein Eigentum ist, o Herr, Du Freund alles Lebens; denn Dein unvergänglicher Geist (der Liebe) ist in allem. Deshalb strafst Du die Fehlenden voll Milde und warnst sie, indem Du sie an das erinnerst, worin sie fehlten,

damit sie, von ihrer Bosheit befreit, an Dich, o Herr, glauben." (Weisheit 11:24; 12:2).

Aller Ewigkeiten Strom der göttlichen Güte und Liebe kam uns Menschen durch die Fleischwerdung des Gottessohnes Jesus Christus. Die Liebe Gottes hat die Welt erschaffen, die Liebe Gottes ist der Schöpfung Bestand und Leben, und sie hat der Welt den Glanz göttlicher Herkunft und göttlicher Gegenwart zurückgegeben, der uns verloren war durch die Sünde.

Seit Christus bei uns ist und wir in Christus, ist auch, geheimnisvoll und verborgen doch wirklich, Gottes herrliches Strahlen wieder in der Schöpfung. Und Gott ist der Vater der Menschen, weil Er uns durch Jesus Christus im Heiligen Geiste das Leben Seines eingeborenen Sohnes, das göttliche Leben Jesu Christi, in unser Allerinnerstes fluten läßt. Wir alle, Gläubige und Ungläubige, Heilige und Sünder, leben seit Christi Kreuzestod innerhalb der Erlösung. Wenn auch nicht jeder glaubt, wenn auch nicht jeder getauft ist: Berufen sind alle, "dem Bilde Seines Sohnes gleich zu werden." Diese Berufung allein schon Gnade, ist Gottes Liebesstrahlen den Menschen zu.

"Ihr kennt ja die Liebestat unseres Herrn Jesus Christus: Er, der Reiche, ist um euretwillen arm geworden, damit ihr durch Seine Armut reich werdet!" (2. Kor. 8:9).

"Gewaltig bist Du, Herr, mein Gott, in Pracht und Hoheit gewandet" (Ps. 103). Seiner Wahrheit Tiefen und Seiner Güte und Liebe unerfaßbares Leben und Walten erweckt unser Staunen: Gott kann nicht mißfallen, Gott kann nur gefallen dem, der hinaufschaut zu Ihm. Er ist die Urschönheit aller Dinge, der "Ursprung aller Schönheit" (Weisheit 13:3). Sein Wesen ist ewiges Lichtsein in Wahrheit und gebender Liebe, weihevoll, würdevoll, edel ohne Abgrund: "Herr ist Sein Name" (Exodus 15:33) und Vater und Sohn und Heiliger Geist.

"In deiner Mitte weile ich als Heiliger" (Osee 11:9) spricht Gott zu uns, und anbetend verehren wir Ihn, den Gott unseres Heiles.

Mit dieser Betrachtung beginnen wir den Monat November. Den Monat, der mit "Allerheiligen beginnt" und auch aller Seelen gedenkt, die wohl noch nicht ganz bei Gott weilen, Ihm aber' gemeinsam mit dem Chor der Heiligen das Hosanna singen.

Am 1. November 1950, vor zehn Jahren, erklärte die Kirche ihr Glauben an die Himmelsaufnahme der Königin aller erschaffenen Heiligkeit, der Königin nach Gott aller Überwelt, Erde und Unterwelt. Zu ihr beten wir, daß sie uns leite und einstens zeige die hochgebenedeite Frucht ihres Leibes Jesus, des fleischgewordenen Gottes, dem Ehre und Ruhm und Anbetung und Liebe sei von Ewigkeit zu Ewigkeit.

– Der Schriftleiter

Dreimal wurde ich mit Ruten geschlagen;
Sehr viel Mühsal habe ich erduldet,
Gefangenschaft in Fülle,
Schläge über alle Maßen,
Todesnöte oftmals!
Von den Juden habe ich fünfmal
vierzig Streiche weniger einen bekommen.
Dreimal wurde ich mit Ruten geschlagen;
Einmal wurde ich gesteinigt;
Dreimal erlitt ich Schiffbruch;
Einen Tag und eine Nacht
brachte ich in Meerestiefen zu.
Auf Reisen war ich oftmals in Gefahren auf Flüssen,
Gefahren durch Räuber,
Gefahren durch Volksgenossen,
Gefahren durch Heiden,
Gefahren in Städten,
Gefahren in der Wüste,
Gefahren auf dem Meer,
Gefahren unter falschen Brüdern.

II. Korinther 11:19-33; 12:1-9

Was der Turm von Babel verstreute,
das sammelt die Kirche.
Aus einer Sprache wurden viele —
wundere dich nicht:
das hat der Stolz getan.
Aus vielen Sprachen wird eine —
wundere dich nicht:
das tut die Liebe!
Wenn auch der Klang der Sprachen
verschieden ist,
im Herzen wird ein Gott verehrt,
ein Friede bewahrt.

Augustinus

*

Wo ein Mensch zu tun unterläßt, was in seiner Macht steht, wo er auf ein Wunder von oben wartet, dort ist er wie einer, der Gott versucht. Dem, der tut, was in seinen Kräften steht, versagt Gott seinen Beistand nicht.

Hl. Thomas von Aquin

Sonnenumglaenzte - Sternenbekraenzte

Aus dem Gedankengut des heiligen Laurentius v. Brindisi

St. Laurentius von Brindisi! Er hätte es verdient, daß wir sein Schaffen viel mehr würdigen als es bisher der Fall war. Er hätte dies insbesondere verdient wegen seines stetigen Mühens um die Erneuerung des Glaubenslebens in seinem Heimatland, das zu seinen Lebzeiten, — vor rund 300 Jahren —, so stark bedroht war. Wir haben neulich berichtet wie er, — stets in enger Verbindung mit dem Papst und dem damaligen bayerischen Kurfürsten Maximilian —, predigend und lehrend durch Bayern zog, um die Liebe zur einen heiligen Kirche und den Glauben neu zu erwecken und zu entflammen. Am Altöttinger Kapellplatz, an der Fassade von St. Magdalena und dem Heiligtum der Gnadenmutter zugewandt, wurde soeben eine Statue dieses hl. Kirchenlehrers aufgestellt. Sie soll das Andenken an St. Laurentius von Brindisi im "religiösen Herzen des Bayernlandes" erneut wachrufen, von dem man, wenn uns auch bisher keine Dokumente darüber vorliegen, fast mit Sicherheit annehmen kann, daß er gemeinsam mit dem großen Verehrer der "schwarzen Muttergottes", Kurfürst Maximilian, auch in Altötting weilte. Sein Bild an der historischen Marienstätte soll uns aber auch von der tiefen und echten Marienliebe künden, die im Herzen dieses mannhaften und gelehrten Kapuzinerheiligen lebte.

Das Leben des heiligen Laurentius ist ein Lobgesang des Herzens, sein Marienbuch ein Lobgesang des Geistes auf Maria. In diesem "Mariale" stehen 84 Predigten auf 600 Seiten, die eine vollständige Theologie der Gottesmutter enthalten. Aus den Predigten über das große Zeichen am Himmel (Geh. Offb. 12. Kap.) seien hier einige Stellen in deutscher Übersetzung wiedergegeben.

O wahres Paradies der Wonne Gottes! Es ist uns verschlossen, nur durch kleine Spalten und Ritzen ist es uns gestattet, die Wonnen dieses Paradieses zu schauen, solange wir durch diese Welt pilgern müssen.

Wenn Gott die Sonne in ein gewaltig großes Gefäß aus Kristall legen würde, dann wäre doch dieses strahlend reine Gefäß von Sonnenlicht bekleidet. So bekleidet die Sonne die allerreinste Substanz des Himmels, die sie umgreift und umgürtet mit ihren glänzenden Strahlen. Wie ein Licht, das in einem Kristall brennt, den ganzen Kristall durch und durch bekleidet, so ist die Jungfrau bekleidet mit der Sonne der Gerechtigkeit und der Herrlichkeit, mit Christus.

Die Auserwaehlte

Die jungfräuliche Gottesgebärerin erschien im Himmel der göttlichen Gedanken wie ein Vorbild und Modell des Alls durch das Geheimnis ewiger Vorherbestimmung und Erwählung vor aller Zeit. Am Himmel der Kirche erschien sie durch Gnade und Glauben, von Gott eingegossen, nach Art der Engel geheiligt, zum Tempel Gottes bestimmt. Schließlich erschien sie am Himmel des Paradieses. Nach ihrem Aufenthalt in diesem Leben von Christus in das himmlische Jerusalem aufgenommen, in das himmlische Braut-


ROMA-Madonna di. C. Dolci.

gemach heimgeholt, für immer mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt und über alle Werke Gottes erhoben.

Und wie vornehm erschien Maria im Himmel des göttlichen Gedankens! "Ein großes Zeichen erschien am Himmel, ein Frau mit der Sonne bekleidet." Nichts Lichtvolleres, nichts Glanzvolleres können sich Menschen denken. Sie war ja nicht nur zur Gnade und Glorie mit den Engeln und Auserwählten Gottes vorherbestimmt. Sie war nicht nur bestimmt für die oberste Stufe der Gnade und der Glorie, gleich nach Christus. Sie war vorherbestimmt zur wahren Mutterschaft Gottes, so daß sie wirklich Theotokos war, wirkliche Gebärerin und natürliche Mutter des Eingeborenen Sohnes Gottes, des wahren und höchsten Gottes. Was für eine Ehre! Welche Würde! Welche Herrlichkeit! Kann man sich etwas ausdenken, was würdiger, erhabener, glorreicher wäre? So erschien an jenem allerhöchsten Himmel die mit der Sonne bekleidete Frau, in ihrem Schoße tragend den Eingeborenen Sohn Gottes, zur Mutter Christi vorherbestimmt; vorherbestimmt zusammen mit Christus, dem Erstgeborenen der ganzen Schöpfung, vor der ganzen Schöpfung. Denn Christus, war vorherbestimmt als Sohn Mariens, zugleich also Maria als Mutter Christi. Dieses Sonnenlicht ist die Würde der Mutterschaft, zu der sie auserwählt war. Daß ihr Licht heller war als der Mond, daß ihre Stellung höher war als der Mond, deutet hin auf das Außerordentliche ihrer Gnade. Und die Sternenkrone meint die Ehre ihrer einzigartigen Herrlichkeit. Denn zu diesen drei Dingen war sie vorherbestimmt. O vornehme Vorherbestimmung! O Auserwählung, über alles Maß wunderbar, über alles Maß herrlich.

Mutter und Mittlerin

Maria ist die Leiter, auf der Gott aus dem hohen Himmel auf die Erde herabgestiegen ist für das Heil der Welt. Von ihr kann man ganz besonders sagen: der Herr ist wahrlich an diesem Ort. So ist Maria der Ort und die Schatzkammer der Gottheit. Sie ist die Schatzkammer der himmlischen und der göttlichen Güter.

Mit diesem Schauspiel am Himmel wird gezeigt, daß die Welt eher sein könnte ohne Sonne, Mond und Sterne als ohne Maria. Maria nützt der Welt mehr als Sonne, Mond und die Sterne des Firmamentes. Es ist klar, daß Sonne, Mond und Sterne am Himmel Ursache sind für alles, was die Natur in der Welt hervorbringt. Ohne die Wohltat des Lichtes vom Himmel entsteht überhaupt nichts auf dem Festland und im Meer, wird nichts Gutes hervorgebracht. Deswegen sind Sonne, Mond und Sterne so etwas wie Schatzkammern der Güter, die in dieser Welt unten hervorgebracht werden. Genauso ist Maria die Schatzkammer aller Güter Gottes.

Auch jetzt ist Maria von einer wunderbaren Demut und Liebe gegen uns, so daß sie in unseren Nöten hilft und unser Elend erleichtert, sie, die Mutter der Barmherzigkeit, die Quelle der göttlichen Gnaden, ein Meer, ein unermeßlicher Ozean von Liebe und Güte. Denn gegen alle Gläubigen Christi ist sie von mütterlicher Liebe erfüllt, alle und jeden einzelnen begleitet sie mit mütterlicher Zärtlichkeit. In Johannes ist ihr ja von Christus am Kreuz jeder einzelne Gläubige empfohlen worden, da er zu ihr sagte: "Frau, siehe da dein Sohn." Wie es bei Isaias heißt, daß eine Mutter ihr Kind nicht vergessen kann, sie muß an das Kind ihres Leibes denken, so muß man auch von der allerheiligsten Jungfrau denken.

Deswegen erschien sie mit der Sonne bekleidet, damit uns zum Bewußtsein kommt: Genauso wie die Sonne — es gibt ja nur diese eine — alle und jeden einzelnen Menschen erleuchtet und mit ihrer Hitze erwärmt, als wäre sie von Gott für jeden einzelnen Menschen erschaffen, ebenso ist die jungfräuliche Gottesgebärerin die Mutter aller und eines jeden einzelnen. Allen ist sie eine gemeinsame Mutter, um einem jedem zu eigen zu sein. Die Sonne wird von allen und von jedem einzelnen Menschen ganz gesehen, jeder kann das ganze Bild der Sonne mit seinen Augen aufnehmen. Genauso kann jeder einzelne Gläubige ihre ungeteilte Liebe erfahren, als wäre er ihr einziges Kind, wenn er sich wahrhaft von Herzen der Jungfrau weiht. Aus diesem Grund hat Christus zu ihr in der Einzahl gesprochen, als er sagte: "Frau siehe da dein Sohn."

Warum so viel Herrlichkeit?

Die Erscheinungen Gottes im Alten Testament waren überwältigend. Aber nirgends von diesem Gewand, diesem Thron, dieser Krone.

Christus zeigte seine Herrlichkeit den auserwählten Aposteln auf dem Heiligen Berg, als er vor ihnen verklärt wurde und sein Antlitz wie die Sonne strahlte und seine Kleider weiß wurden wie Schnee. Aber er strahlte nicht in seiner ganzen Gestalt wie die Sonne, erschien nicht mit Sternen gekrönt, und nicht über den Mond erhöht. In der Geheimen Offenbarung erschien Christus dem Johannes in Herrlichkeit, mit leuchtendem Antlitz wie die Sonne, inmitten von sieben goldenen Leuchtern und Sternen von Regenbogen überwölbt, mit vielen Kronen geehrt, niemals aber in so großer Herrlichkeit.

Was soll das heißen? Ist etwa die Herrlichkeit der Jungfrau im Himmel größer als die Herrlichkeit Gottes! Keineswegs! Sondern wie es an den Höfen der Fürsten und Könige dieser Welt Brauch ist, daß die Königin bei der Hochzeit und bei öffentlichen Feierlichkeiten in glänzenderen und viel reicheren Gewändern, mit Gold und wertvollem Geschmeide viel mehr geschmückt und sozusagen viel herrlicher erscheint als der König selbst und der Kronprinz — man weiß, was man dem Stand und Geschlecht an Achtung schuldig ist — genauso erschien Maria am Himmel mit größerer Herrlichkeit umkleidet, als jemals Gott oder Christus erschien.

Es kann unter Gott nichts Herrlicheres geben. Sie ist nämlich die Königin des Himmels, die Herrin der Engel, die Kaiserin des Paradieses, die Tochter des Allerhöchsten Vaters, die Mutter des Eingeborenen Sohnes Gottes, die Braut des Heiligen Geistes.

Fest Allerheiligen

...Es ist unser aller Ziel, einmal den Heiligen des Himmels beigesellt zu sein. Heute freuen wir uns ihres Triumphes. Aber wir sind auch etwas beunruhigt; denn wie jene ihr Ziel nicht ohne eigenes Streben erreichten, so sehen auch wir wieder deutlich, worauf es ankommt. Nicht die Erde, sondern der Himmel ist unser Ziel, und nur die Gewalt brauchen, reißen ihn an sich. Der Festtag ruft uns also zu: Heiligt euch, erfüllt eure Standespflichten, bleibt tapfer, tragt mutig das tägliche Kreuz.

Heinrich Jansen Cron S. J.

Ein Mann am Abgrund

Von Wolfgang Altendorf

Christa war plötzlich verschwunden – Er wollte sich in die Tiefe stürzen

"Aber wenn Sie wirklich wollen", sagte der Chef, "habe ich natürlich nichts dagegen einzuwenden. Ich dachte nur —: Ihre Wohnung hier, Ihre Frau. Das gibt doch Umstände."

"Trotzdem", sagte Brenner. "Ich möchte die Agentur haben, und nach meinem Dienstalter steht sie mir ja auch zu."

Als er wieder hinter seinem Tisch saß, die Agentur in der Tasche, das andere war nur noch reine Formsache, die Verträge, die Abwicklungen hier, atmete er tief auf. Unvermutet war es also zur Lösung gekommen, ganz unvermutet. Schmitts Tod war für ihn die Lösung. Er würde in wenigen Tagen nach St. fahren, dort die Agentur übernehmen. Er würde dortbleiben, Christa hier. Langsam würde er die Verbindung zu ihr lösen. Sie konnte froh sein. Sie durfte alles für sich behalten: Die Wohnung, die Möbel, die ganze Einrichtung. Das alles schenkte er ihr. Sie würden sich später in aller Stille scheiden lassen. Keinen ging das etwas an. Ihre Ehe, seit einigen Monaten flach und unerquicklich, würde so quasi im Sande verlaufen, auslöschen, so, als wäre sie nie gewesen.

Er dachte zurück. Vor fünf Jahren hatte er Christa kennengelernt. Aber sie war nicht frei gewesen, das hatte er gleich gemerkt. Sie stand kurz vor der Verlobung, so wenigstens wollte es ihre Mutter. Vielleicht wollte es auch Christa selbst? Da war er in ihr Leben getreten, er —! Noch heute — und trotz allem — empfand er das Gefühl der Genugtuung. Kreßmann war reich. Kreßmann besaß ein Vermögen von seinem Großvater her: Aktien, Anteile. Er bewarb sich um Christa — damals.

"Ich stach ihn aus", dachte Brenner. Christa konnte eigentlich von Glück sagen, daß er gekommen war. Mit Kreßmann, das hatte er gehört, sollte es nicht gut stehen, ein Nervenleiden. Vielleicht war er verrückt. Auf jeden Fall verwaltete seine Mutter wieder das ganze Erbe. Ja, so war das.

Und nun also wollte er sich von Christa scheiden lassen. Fünf Jahre sind eine lange Zeit. Sie hatten sich gründlich auseinandergelebt: keine Kinder. Sie hatte ihren Beruf, er den seinen. Ihre Interessen waren völlig verschieden. Er: das Geschäft, Sie: die Kunst. Aber daran lag es nicht allein. Sie waren sich beide überdrüssig geworden. Schluß also. Die Agentur in St., die er nun übernommen hatte, würde das alles auf die beste Art und Weise lösen.

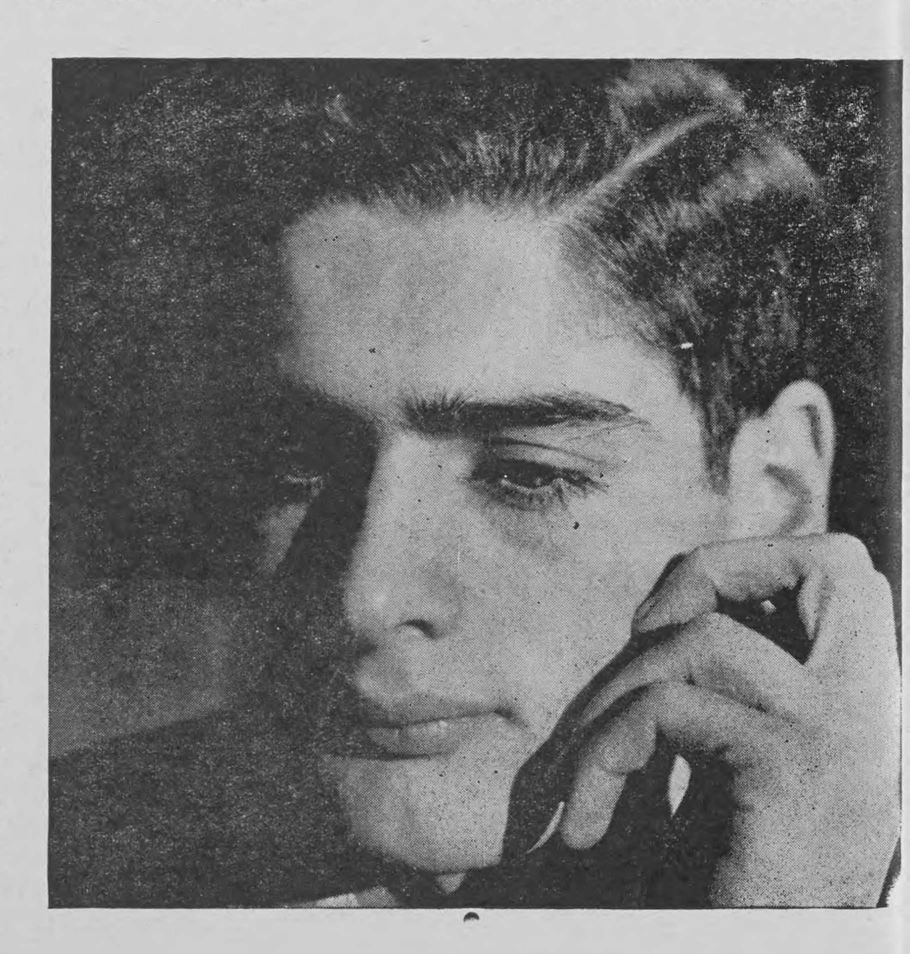
Als er nach Hause kam, war die Wohnung leer. Christa war nicht da. Was hatte das zu bedeuten? Keine Nachricht von ihr, nichts. Dabei war sie dagewesen! Sie hatte das Haus verlassen, und er fand nichts, keinen Zettel, nichts, was ihm sagte, weshalb sie weggegangen war.

Von den Nachbarn erfuhr er schließlich, daß sie mit einem Mann in einem Auto weggefahren sei. Sie hatten hinter den Gardinen gestanden, wie üblich, und wie auch sie meist hinter den Gardinen gestanden, wenn sich irgendwo in der Nachbarschaft etwas Ungewöhnliches ereignete.

Eine schwarze Limousine und ein Herr. Ein Herr im Wettermantel mit Schlapphut, so jedenfalls schilderten die Nachbarn den Fremden, mit dem Christa auf und davon gegangen war. Sie hatte ihn verlassen, da gab es keine Zweifel. Die Sache war abgekartet, ganz bestimmt.

Er eilte in das Schlafzimmer. Merkwürdig, ihre Kleider hingen da noch im Schrank. Sie hatte auch keinen der Koffer mitgenommen. Was bedeutete das?

Es war nicht ihre Art, ohne eine Nachricht für ihn einfach wegzugehen. Vielleicht fürchtete der Mann im Wettermantel und Schlapphut seine Rache? Nun, da täuschten sie sich gewaltig. Jetzt war sie die Schuldige, sie! Wenn es zur Scheidung kam, ganz unweigerlich —! würde er alles behalten, die Wohnung, die Möbel —. Wieso hatte er sich überhaupt so ohne



weiteres davon trennen wollen? Das waren Werte, zusammengetragen in fünf Jahren. Geld stak in allem, sauer verdientes Geld. Dummheit, darauf zu verzichten. Jetzt war alles anders. Er war sie unversehens los geworden. Nun würde er hier bleiben, hier! Die Agentur in St. interessierte ihn nicht mehr, hatte ihn eigentlich nie so recht interessiert. Hier, das war er gewöhnt. Er gehörte hierhin. Hier war er geboren, hier war sein Wirkungsfeld.

Die Zeit schritt voran. War sie ihm wirklich davon gelaufen, ihm durchgebrannt? Weshalb? Was hatte er getan, daß sie sich zu einem solchen Schritt genötigt fühlte?

Die Zeit schritt. Es war nun schon neun Uhr.

Wer war dieser Mann, der ihr so viel mehr geben konnte? Wie lange kannte sie ihn schon? Hatte sie es mit ihm hinter seinem Rücken getrieben?

Leer war die Wohnung, still. Niemals war sie so leer und still gewesen. Seine Unruhe wuchs. Was war denn mit ihnen beiden geschehen, daß sie sich so haßten?

Nun ging die Uhr bereits auf Mitternacht.

Haßten sie sich wirklich? Haßte er sie? Diese Wohnung, die sein Leben war, war ohne sie nichts, kahle, kalte Räume. Es knisterte überall. Vielleicht war sie gar nicht weggegangen. Vielleicht war sie weggelockt worden. Er erschrack. Gab es das? Befand sie sich nun in Gefahr? Rief sie etwa nach ihm?

Die Angst griff an sein Herz, schnürte ihm den Atem. Was saß er denn hier herum? Seine Pflicht war es, die Polizei anzurufen. Es war nicht ihre Art — nicht ihre Art einfach wegzulaufen ohne eine Nachricht, ohne einen Brief — ohne irgend etwas. Das paßte nicht zu ihr. Er kannte sie doch, jede Einzelheit an ihr kannte er. Sie tat so etwas nicht, nein, und sie brannte auch nicht mit einem Mann durch, das schon ganz und gar nicht. Hier war etwas geschehen, außerhalb ihres Willens, außerhalb ihrer Entscheidung. Ein Verbrechen?

Da spürte er, wie alles von ihm abglitt, wie seine Seele frei wurde. Unsinn, sie hatten sich nicht auseinandergelebt. So etwas gab es bei ihnen nicht. Sie hatten nur falsch gelebt miteinander, das war alles. Jetzt erkannte er es klar. Sie hatten gleichgültig miteinander gelebt, alltäglich, ohne den Willen, ihr gemeinsames Leben miteinander zu gestalten. Aber das konnte doch geändert werden, nun, da ihm die Augen aufgegangen waren. Christa —! Wo war sie? Was geschah in diesem Augenblick mit ihr? Rief sie ihn nicht? Er glaubte deutlich ihren Ruf zu hören.

Als er zum Telefonhörer griff, um die Polizei anzurufen, klingelte es draußen. Zögernd legte er den Hörer zurück, ging zur Tür, öffnete.

Christa!

Sie war bleich im Gesicht, hatte rotgeweinte Augen. Was war geschehen?

“Christa!”

Sie sank ihm an die Brust. “Mein Gott, es war schrecklich!”

Später erzählte sie. Es handelte sich um Kreßmann, und der Herr im Wettermantel und Schlapphut mit der Limousine war ein Inspektor von der Kriminalpolizei gewesen:

“Kommen Sie rasch, Frau Brenner, rasch! Es betrifft Kreßmann. Ich erzählte Ihnen alles drunten im Auto!”

Es ging um ein Menschenleben, deshalb hatte sie so Hals über Kopf die Wohnung verlassen müssen, ohne Nachricht für ihn.

Kreßmann stand oben im 7. Stock des Verwaltungsgebäudes der Firma Kreßmann, Sohn und Co. auf dem



Fenstersims. Niemand durfte ihm nahekommen. Sein Leiden quälte ihn. Er wollte ein Ende machen. Auch seine Mutter hatte keinen Einfluß mehr auf ihn. Da entsann sie sich Christa. O, sie kannte ihren Sohn, wußte alles von ihm. Vielleicht konnte Christa ihn vom Fenstersims herein in sein Büro holen, vielleicht gelang er ihr?

So fuhr der Inspektor los, nahm sie mit.

Christa bedeckte ihre Augen mit beiden Händen. “Es war schrecklich”, wiederholte sie. “Ich mußte ihn retten, verstehst du, ich, ich ganz allein. Von mir hing es ab, von mir, von sonst niemand. Er auf dem Fenster, die Mutter, seine Mutter, die vielen Menschen unten auf der Straße, die Polizisten draußen im Flur, und ich allein im Zimmer, mit ihm.”

“Du hast ihn gerettet?” fragte er.

Sie nickte. Schritt um Schritt, Stunde um Stunde, und ich mußte reden, zu ihm, unaufhörlich, begreifst du das? Ich fühle mich so verlassen —.” Sie preßte ihren Kopf an ihn.

“Wo ist er nun?” fragte er.

“In der Klinik.”

“Du hast ihn gerettet, das ist gut.”

“Er stand auf dem Fenster, vor ihm dieser entsetzliche Abgrund. Vielleicht wäre ich mit ihm hinuntergestürzt? Schließlich umklammerte ich seine Beine. Er hätte mich mit hinunter gerissen, denn ich hätte ihn nun nicht mehr losgelassen. Es war mir, als hinge mein Leben, alles, davon ab, daß er vom Fenster herunterstieg, und ich wußte auch, daß das uns beide anging, dich und mich!” Sie sah ihn an.

“Es ging uns beide an, verstehst du? Sein Tod —. Er hätte alles endgültig zerstört. Standen wir nicht auch vor diesem Abgrund?”

Brenner nickte.

“Es war sein Leben”, sagte sie. “Du hattest dich in sein Leben eingedrängt, und ich hatte ja dazu gesagt. Darunter mußten wir leiden, bis jetzt. Wir hätten — damals — anders zu ihm sein müssen. Du hast ihn gehaßt und ich — mir war er gleichgültig. Wir hätten anders zu ihm sein müssen. Nun habe ich unsere Schuld abgetragen. Der Arzt glaubt, daß der Schock heilsam ist für ihn. Für ihn — und für uns, nicht wahr?”

Er nickte.

Und er übernahm nicht die Agentur in St.. –

Die "Hierarchie-Politik" des Vatikans

Von P. O. Mors

Während die Ernennung des ostafrikanischen Bischofs Dr. Rugambwa in ganz Afrika und bei den Negern Amerikas volle Zustimmung und freudige Anerkennung erfuhr, wurde sie von der kommunistischen Presse Rußlands heftig kritisiert. Diese Kritik wurde noch heftiger, als Papst Johannes XXIII. persönlich unter fünfzehn neuen Missionsbischöfen sieben Afrikaner zu Bischöfen weihte (8. Mai 1960). Schon vor dem ersten Weltkriege wurden die ersten afrikanischen Priester in Uganda (Ostafrika) geweiht. Gemäß dem Auftrage ihres Stifters, des Kardinals Lavigerie, wirkten die Weißen Väter bahnbrechend in der Heranbildung des einheimischen Klerus. Als Missionsgesellschaft im strengen Sinne des Wortes bemühten sie sich nicht um die Ausbildung von afrikanischem Ordensklerus, sondern von Weltpriestern, von bodenständigen Seelsorgern.

Die weißen Bischöfe vertrauten bald Pfarreien den afrikanischen Priestern an, damit sie die nötigen Kenntnisse der Selbstverwaltung sich erwerben konnten. Nur ganz wenigen afrikani- Priestern wurde die Aufnahme in die Missionsgesellschaft gewährt. Einer von ihnen wurde zu Beginn des letzten Weltkrieges von Papst Pius XII. zum ersten einheimischen Bischof von Ostafrika geweiht (28. Oktober 1939). Es ist dies Dr. Joseph Kiwanuka, Bischof von Masaka (Uganda). Der neugeweihte Erzbischof Dr. Paul Zungrana von Uagadugu ist ebenfalls ein Mitglied der Weißen Väter. Fast alle ostafrikanischen Bischöfe aus dem einheimischen Klerus (einschließlich Ruanda-Urundi) wurden in den von den Weißen Vätern geleiteten Regionalseminarien herangebildet und für höhere Studien nach Rom gesandt. Die Seminarausbildung dauert acht Jahre. Bei der Zusammenarbeit in der Seelsorge und in den Schulen ist für die Rangordnung das Weihealter maßgebend.

Von den Weißen Vätern hat der afrikanische Klerus das Gemeinschaftsleben und die Gehaltsregelung übernommen: das tägliche Meßstipendium. Staatsgehalt oder Zulage vom Bischof gibt es nicht. Es gibt keine Stolgebühren; Kirchensteuer kommt wenig ein. Die Missionsschulen mit den hohen Gehältern der diplomierten Lehrkräfte verschlingen große Summen. Dazu belastet der Bau von neuen Missionen, Kirchen und Schulen die Bichofskasse mehr als erträglich. Die Zuwendungen von Rom können unmöglich alle Bedürfnisse befriedigen. Die Heranbildung des Nachwuchses an Priestern, Brüdern, Schwestern, an Lehrpersonen und Laienaposteln (Politiker) beansprucht viel Geldmittel.

Der einheimische Klerus wird allseitig bedrängt: Schulkampf, Verdächtigung durch nationale Freiheitsfanatiker, Geringschätzung durch die in Europa, Amerika und Asien zu Laizisten, Sozialisten und Kommunisten verbildeten afrikanischen Studenten und Beamten. In Kamerun kam es durch den Einfluß weißer Kommunisten und Freimaurern zu Gewalttätigkeiten (Verschleppung) gegen einheimische Priester. Der afrikanische Bischof Mongo von Duala wurde von Laizisten bei der Ausarbeitung der Verfassung niedergestimmt. Für den Kongo stehen die Vorzeichen ebenfalls auf Sturm. Die vom Papst zu Bischöfen geweihten Afrikaner sind keine "Buschmänner", wie die Kommunisten meinen. Der ausschlaggebende Grund zu ihrer Erhebung zur Kardinals- und Bischofswürde war nicht nur die politische Lage, die sich überstürzende Umwälzung der Verhältnisse in Afrika. In Zukunft werden die weißen Missionare in echt katholischer Haltung den afrikanischen Bischöfen untertan sein, die mit der Bischofswürde eine schwere Verantwortung und Bürde übernommen haben.

Der bisherige Erzbischof von Uagadugu, der Franzose Secquet (Weißer Vater) hat mit Ermächtigung Roms auf sein Amt verzichtet. Ihm folgte Pater Dr. Paul Zungrana, bisher Professor des Kirchenrechts im Großen Seminar von Koumi (Obere Velta, Westafrika). 1917 in der Diözese Uagadugu geboren, wurde er nach seiner Ausbildung in Koumi 1942 zum Priester geweiht und 1950 durch den Missionseid in die Gesellschaft der Weißen Väter aufgenommen. Der neue Erzbischof ist Doktor des Kirchenrechts (Rom) und Lizentiat der Sozialwissenschaften (Paris). Er leitete bisher auch das katholische Sozialinstitut von Uagadugu. Als Erzbischof ist er der Vorgesetzte von drei weißen Bischöfen (Weiße Väter), unter denen sich ein ehemaliger Generaloberer befindet. Dazu kommt der einheimische Bischof Yougbare. Da Erzbischof Zungrana ein reinblütiger Mossi (Hauptstamm) ist, ist zu hoffen, daß er mit der Missiregierung seines Landes sich gut verständigen wird.

Auf der Insel Madagaskar hat Erzbischof Sartre SJ zugunsten von Erzbischof Rakotemalala resigniert. Der bisherige Erzbischof von Tananarive war 1947 vom ersten einheimischen Bischof Ramaresandratana († 1958) von Miarinarivo geweiht worden. Gleichzeitig mit dem neuen Erzbischof wurde der zweite Nachfolger jenes Konsekrators geweiht.

Für die Diözese Moshi (T.T.) im ehemaligen Deutsch-Ostafrika weihte der Papst den Pater Dr. Josef Kilasara von den (amerikanischen) Vätern vom Heiligen Geist. 1916 geboren (in Ostafrika) machte der neue Bischof seine Studien in den Seminaren Kilema und Kibeshe. Er legte dazu die Lehrprüfung ab. Im Jahre 1944, nach neunjährigem Seminarstudium, erhielt er die Priesterweihe. Nach siebenjähriger Seelsorgsarbeit trat er 1952 in Amerika ins Noviziat der Väter vom Heiligen Geist ein. Danach erwarb er sich in Rom an der Gregoriana den Doctortitel im Kirchenrecht. Von 1955 bis 1959 widmete er sich wieder der Seelsorge bis zu seiner Ernennung zum Professor des Kirchenrechts im Seminar von Kibosho.

Der Bischof von Mwanza am Viktoriasee, Msgr. Blomjous (Weißer Vater), erhielt in Dr. Renatus Rwamosa Butibubage aus dem Wasukumastamm einen einheimischen Weihbischof. Dieser ist der fünfte afrikanische Bischof des ehemaligen Deutsch-Afrika (T.T.), das noch dieses Jahr unter Führung des vorbildlichen Katholiken Julius Nyerere selbständig werden wird. Der neue Hilfsbischof machte seine Seminarstudien im Regionalseminar von Kipalapala bei Tabora (Weiße Väter), aus dem auch Bischof Msakila von Karema und Weihbischof Mchonde von Daressalaam hervorgingen. Nach seiner Priesterweihe (1948) erwarb sich Bischof Rwamosa Butibubage in Rom den Doktortitel im Kirchenrecht. Danach wurde er Bischofssekretär und Schriftleiter des "Lumuli" ("Fackel"). Während der Abwesenheit des Bischofs verwaltete er die Diözese.

In Bischof Josef Busimba gab der

Heilig werden - heute?

Gedanken zum Allerheiligenfest

Von Heinrich Spaemann

Überlegen wir: Wie hätte ein Christ der ersten Zeiten auf die Frage, ob er heilig werden wolle, geantwortet? Nun zunächst sicher etwa so: "Ob ich es will- Ich bin es schon — ich bin getauft!" Das heißt also, er hätte die Frage zunächst einmal "existenziell", in der Ordnung des Seins, nicht in der des Sollens, verstanden. Wußte er doch mit Kopf und Herz, daß er seit der Taufe nicht mehr sich selbst gehörte, vielmehr Gott zugeeignet und damit "heilig dem Herrn" war, entnommen für Gott.

Wollte man ihn aber verstehen lassen, was wir heute in die Frage: "Willst du ein Heiliger werden?" hineinlegen, so hätte sie etwa lauten müssen: "Willst du ein Zeuge Christi werden, willst du zur Vollendung gelangen?" Und da hätte seine Antwort gewiß gelautet: "Ja, mit Gottes Gnade. Hilf mir darum beten!" Weil solche Bereitschaft ihm gleichbedeutend gewesen wäre mit der Treue zu seiner Taufe, zu seiner Würde, seinem Niveau, weil eine andere Haltung für ihn unvereinbar gewesen wäre mit seiner dankbaren Ehrfurcht vor dem kostbaren Preis des Blutes Christi zu seiner Rettung, und endlich, weil er sich schlicht und einfach beugte vor der Forderung seines Gottes, der da spricht, daß unsere Heiligung sein Wille ist und die Bedingung für unser Eingehen in die bleibende Gemeinschaft mit ihm.

Nicht als ob ein Christ in der alten Zeit sich nicht auch demütig seiner Armseligkeit und Schwächen hätte bewußt werden können und müssen. Vielleicht wußte er noch mehr um sie, als ein heutiger Christ um sein Versagen weiß, eben weil Gott seinem Denken näher und gegenwärtiger war, weil er anders als wir durchdrungen war von der Notwendigkeit, würdig zu leben der Berufung, zu der er berufen war, um sein Ziel zu erreichen. Und weil er dieses Ziel, den Tag Christi, als bald bevorstehend erwartete, als den Tag, der sich im Feuer offenbaren und sichtbar machen würde, ob einer auf dem Lebensfundament, das ihm die Taufe gab, auf dem Grunde, der Christus ist, mit Holz, Stroh und Stoppeln oder mit Gold und Edelsteinen gebaut hatte. — Mit Gold und Edelsteinen mußte man bauen, das heißt: alles mußte in Liebe geschehen, im Herrn, im Geist, und wer hätte von sich sagen dürfen, daß er nie abwich von dieser Norm, wenn auch nicht durch eine Sünde zum Tode.

Aber nicht wirklich schon in dieser Welt ein Heiliger werden zu wollen, das wäre ihm als eine tiefe Ungereimtheit erschienen, wie wenn ein krankes Auge nicht die volle Sehkraft, ein Gelähmter nicht den gesunden Gebrauch der Glieder erlangen wollte.

Und der heutige Christ? Erstlich würde er in der Regel nicht auf den Gedanken kommen, auf die Frage, ob er ein Heiliger werden wolle, zu antworten, er sei es schon. Weil er es anders gelernt hat? Oder weil die Tragweite seiner Taufe, seiner Aussonderung für Gott, die unerhörte Weihe und Würde, die er durch die Einwohnung des Heiligen Geistes in der Einheit mit Christus besitzt, nicht mehr in der beherrschenden und bestimmenden Mitte seines Kopfes und Herzens lebt, weil sie nicht seine Existenzfrage ist?

Zum anderen aber würden auch wohl nur wenige, sehr wenige, die Frage mit dem Ja der Bereitschaft beantworten: "Ja, ich will mit Gottes Gnade heilig werden. Hilf mir darum beten!" Die meisten würden meinen, Heiligkeit, wirkliche Heiligkeit sei ein Ziel für andere, für Berufene.

Aber ist diese Selbstbescheidung nicht in Wirklichkeit vielleicht ein Ausweichen gegenüber der von Gott geforderten Entscheidung unseres Lebens, tiefer religiöser Unernst also, ein Zeichen dafür, daß der Mensch nicht mehr weiß, wer Gott ist, daß er, obwohl er die Kirche besucht, obwohl er die Regeln seiner Religion nach außen hin und vor sich selbst beobachtet, in seinem Innern gar nicht mehr vor den heiligen Gott gelangt? Ist sie nicht vielleicht das Eintreffen der Prophezeihung Christi für das Ende der Tage, die da lautet: "Weil aber die Ungerechtigkeit überhand nimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten?"

Oder hat sie ihre Ursache vielleicht auch in der falschen Vorstellung von Heiligkeit, einer, die uns bisher nur hinderte, selbst mit ihr ernst zu machen? Wir haben uns allzusehr daran gewöhnt, die Heiligen auf den Postamenten zu sehen, hoch über dem Alltag unserer Schwachheit, im fertigen Zustand der Vollendung, kitschige Bilder ohne die tiefe Hintergründigkeit des wahren gelebten Lebens, Bilder, die uns nicht mehr verpflichten. Es gibt, wie der Herr in den Weherufen an die Pharisäer sagt, eine Weise, die Propheten unschädlich zu machen und so nachträglich noch an ihrer Ermordung teilzunehmen, die darin besteht, daß man ihnen Grabmäler baut und ihre Denkmäler ziert. Man ist mit ihnen fertig geworden und hat sie zugleich zu einer Art Verzierung und Vergoldung des eigenen Daseins gemacht. Wie ein herrliches Bergpanorama umsäumen sie dann unseren Horizont. Sie die Berge, wir die Niederungen. Und die Berge nicht das Gericht über unsere Niederungen, die wir doch alle zur Höhe Christi erhoben wurden, sondern nur die Grenze und Verzierung des Horizonts der Tal- und Sumpfbewohner.

Wie sollen wir denn den Heiligen sehen? Wie ihn Gott, wie ihn die Kirche sieht! Als einen, der seine Armseligkeit und Verlorenheit vor Gott erkannt hat und nun ernst macht mit Gott, wirklich anfängt für Gott zu leben, und immer wieder anfängt.

Wenn einer nur erst einmal soweit ist, wenn einer sich entscheidet und im Geist und in der Wahrheit betet: "Herr, hier bin ich, was willst du, das ich tun soll", so hat er schon den wichtigsten Schritt zur Heiligkeit getan, ja er ist in diesem Augenblick durch Gottes Gnade schon ein Heiliger. –

Papst der neuen Diözese Goma (Kongo) einen erprobten (20 Jahre Priestertum) und beliebten Pfarrer als Bischof. Er entstammt der Bauernkaste (Bahutu), die sich im Nachbargebiete gegen die feudalen Watutsi (Hamiten) in blutigen Kämpfen erhoben hat. Der neue Bischof spricht außer Französisch sechs Eingeborenensprachen.

Von der Diözese Tamale (Ghana) wurde die Diözese Wa abgetrennt und dem 45 Jahre alten Weltpriester (neun Priesterjahre) Peter Poreku Dery anvertraut. In beiden neuen Diözesen — Goma und Wa — werden die Weißen Väter unter den afrikanischen Bischöfen weiterarbeiten. Voraussichtlich werden sie auch Kardinal Dr. Rugambwa unterstellt werden, wenn er den ganzen Bezirk Bukoba (Buhaya) als Diözese erhält. Bisher hatte er nur das Hinterland (Diözese Rutabo). Als weiße Mitarbeiter dienten ihm bisher nur zwei rheinische Kapläne. –

Konkurrenten

Von Wolfgang Altendorf

Es war ein schöner Tag, gewiß, aber ich dachte natürlich nicht daran, daß mir an diesem Tag etwas Besonderes begegnen würde. Diese Strecke fuhr ich öfters, und ich wußte, daß nun bald die Tankstelle kam. Es kommt selten vor, daß ich irgendwo anders tanke,denn ich weiß, hier werde ich gut bedient. Ich freue mich jedesmal, wenn ich das mir vertraute Gesicht des Tankwarts sehe: ein freundliches Gesicht, aber auch ein Gesicht in dem die Erfahrung eines langen Lebens ausgeprägt ist. Kürzlich hat man ihm eine Konkurrenz so quasi vor die Nase gesetzt. Schräg seiner Tankstelle gegenüber hat eine neue Tankstelle aufgemacht. Als ich ihn einmal deswegen fragte, sagte er nur: "Ist das nicht richtig? Der Autoverkehr hat sich doch auf dieser Strecke mehr als verdoppelt."

Ich hielt vor der Tankstelle meines alten Freundes, hupte, aber niemand kam. Ich stieg aus und rüttelte an der Tür. Sie war verschlossen. Merkwürdig. Nirgends hing ein Schild, daß sie und weshalb sie geschlossen sei. Plötzlich hörte ich von drüben, von der Kokurrenz her, Schritte. Ein junger Mann kam über die Straße geeilt.

"Guten Tag", sagte er. "Entschuldigen Sie, aber ich hatte gerade drüben zu tun. Was darf es sein?"

"Ja, sind Sie denn hier —?"

"Super oder normal?" fragte er.

"Normal, zwanzig Liter."

"Sofort!"

Er füllte mir den Tank, und ich stand neben ihm. "Haben Sie etwa diese Tankstelle übernommen?" fragte ich.

Wo denken Sie hin! Herr Bleichner ist plötzlich krank geworden."

"Ah so?"

"Darf es sonst noch etwas sein?"

"Nein, danke. Ist es schlimm mit Herrn Bleichner?"

"Blinddarm. Es kam ganz überraschend. In acht Tagen wird er wieder hier sein."

"Und während dieser Zeit —?"

"Natürlich — —."

"Das ist erstaunlich!"

"Was ist erstaunlich?"

"Es wäre doch weitaus lukrativer für Sie — —. Weshalb hat Herr Bleichner hier nicht ein Schild angebracht: Wegen Krankheit geschlossen? Ich hätte dann drüben bei Ihnen getankt."

Der junge Mann lächelte. "Sie meinen — es sei erstaunlich, weil ich sein Kokurrent bin?"

"Ja."

"Haben Sie ein wenig Zeit?"

"Sicher."

"Kommen Sie doch mal mit rüber. Ich kenne Sie nämlich."

"Ah —?"

Er nannte meinen Namen. "Ich habe schon verschiedenes von Ihnen gelesen, und ich möchte Ihnen die Geschichte erzählen."

"Die Geschichte ihres — hm — merkwürdigen Konkurrenzkampfes hier?"

Er lachte. "So ungefähr. Meine Frau muß uns eine Tasse Kaffee kochen, wenn Sie meine Einladung annehmen."

"Ich nehme sie an."

Wir gingen über die Straße. Hinter seiner Tankstelle war ein kleiner Garten. Dort stand ein Tisch mit drei Stühlen. "Meine Frau hat gerade ein wenig Zeit. Sie besorgt den Betrieb, während ich Ihnen die Geschichte erzähle. Der Kaffee ist ebenfalls gleich fertig." Er setzte sich. "Etwas müssen Sie mir vorher versprechen —."

"Sie tanken doch immer drüben?"

"Seit einigen Jahren schon."

"— und Sie sollen auch weiterhin drüben tanken, das ist die Grundbedingung."

"Na, Sie sind mir ja ein tüchtiger Geschäftsmann! Das kommt mir nachgerade unheimlich vor. Aber ich verspreche es Ihnen."

Seine junge hübsche Frau brachte den Kaffee. dann hupte es draußen. So verschwand sie rasch, um den Kunden zu bedienen. "Das ist eine reizende Frau", sagte ich, "und sie ist bestimmt sehr tüchtig!"

"Sehr", erwiderte er und nickte. "Aber hören Sie: das ist eigentlich nicht meine Geschichte, vielmehr die Geschichte Herrn Bleichners — na,

---

Christus ruft

Dich, den Abgefallenen, zur Umkehr
Dich, den Zweifelnden, zum Glauben
Dich, den Suchenden, zum Hören
Dich, den Lauen, zur Entscheidung
Dich, den Satten, zur Sehnsucht
Dich, den Egoisten, zur Brüderlichkeit
Dich, frommer und guter Bruder,
noch gläubiger und gütiger zu sein.
Dich und Dich und Dich —
Euch alle, Ihr Sünder:
die frohe Botschaft zu hören!

Die Mutter Kirche zweifelt nicht am Heil jener Menschen, die sagen: "Herr, sei mir armen Sünder gnädig." Und: "Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen."

Aber die Mutter Kirche ist verzweifelt über jene, die sich pharisäerisch-faul über ihre "weisse Weste" streichen und verkünden: "Ich brauche keine Bekehrung. Bei mir ist alles in Ordnung."

er wird nichts dagegen haben, wenn ich sie Ihnen erzähle, bestimmt nicht. Mir hat er eingebläut, ich müßte rasch über alles hinwegkommen — aber ich möchte es gar nicht."

"War etwas mit Ihnen?"

"Ja. Es passierte vor sechs Jahren. Ich war damals dreiundzwanzig. Mein Vater war sehr früh gestorben, aber das ist keine Entschuldigung, wenn es mir auch als strafmindernd angerechnet wurde."

"Aha", machte ich.

"Ich arbeitete als Geselle in einer Reparaturwerkstatt", fuhr er fort, und bald hatte ich Geld genug, um mir eine Maschine — ein Motorrad — anzuschaffen. Meine Freunde beneideten mich. Ich sonderte mich von ihnen ab, denn sie besaßen kein Motorrad und schloß mich einer Gruppe an, die — wie wir es nannten — vollmotorisiert war und damals die Gegend unsicher machte —."

"Das war die Zeit der sogenannten Halbstarken — —."

"So hat man uns damals genannt. Dabei haben wir es eigentlich nicht ernst gemeint. Wir mußten irgendetwas tun — ich weiß selbst nicht, was da eigentlich mit uns los war. Zuerst blieb alles in Grenzen, dann aber — eines Tages passierte es. Fred, unser Chef, wie wir ihn nannten — der hatte die schnellste Maschine. Sie war rot angestrichen und gelb geflammt — der also wurde von einem Polizisten aufgeschrieben. Er war der Falsche. Irgend jemand — mit einer ähnlich auffallenden Maschine hatte die Kreuzung bei Rot überfahren. Die Streife erwischte Fred vor dem Kino, und er war sehr überrascht. Das Gericht schickte ihm eine Verfügung ins Haus. Er hatte fünfundzwanzig Mark zu zahlen. Wir beschlossen, uns zu rächen — so nannten wir das — und brausten geschlossen durch die Stadt, griffen uns auf dem Marktplatz einen parkenden Pkw, kippten ihn um und brausten weiter. Rein verrückt waren wir! Es war wie ein Rausch. Am nächsten Tag stand alles in der Zeitung. Auf dem Fahrradparkplatz vor einem Kaufhaus hatten wir alle Fahrräder aufgeschichtet zu einem Turm und verschiedene Verkehrsampeln waren von uns zertrümmert worden. Schließlich mußten wir uns vor der Polizei aus der Stadt flüchten. Wir lösten uns auf, aber der Kern unserer Truppe blieb beisammen — der Kern", er lachte auf, "das war Fred und ich und der kleine Horst. Aber der konnte nicht so schnell nachkommen. Seine Maschine hielt das Tempo nicht durch. Fred und ich kamen hier vorbei, und wid sahen dort drüben Herrn Bleichners Tankstelle. 'Ich brauche neuen Saft', rief mir Fred zu, 'sonst verpufft mir der Apparat!' Aber er hatte kein Geld bei sich. Auch ich hatte keinen Groschen mehr in der Tasche. 'Wir borgen es uns', sagte Fred. 'Geld wird später nachgeliefert.'



"Der eine trage die Last des andern". (Gal. 6:2)

Es war sehr einfach. Wir hielten an, ich sprang ab, rannte zum Büro der Tankstelle, drehte an der Tür den Schlüssel herum, der außen steckte. Herr Bleichner, der gerade an seiner Abrechnung schrieb, protestierte natürlich. 'Wir zahlen später!' rief ich ihm zu, 'haben es eilig!' Ich sah seinen Schatten hinter der Milchglasscheibe. Einmal preßte er sein Gesicht dicht an die Scheibe; da sah ich auch seine Augen. Dann verschwand er. Es wurde still im Büro. Wir brausten davon, die Tanks voll Benzin. Als wir spät am Abend nach Hause zurückkehrten, empfing uns die Polizei. Herr Bleichner hatte selbstverständlich die Polizei angerufen, und die Nummern unserer Maschinen waren längst notiert. Wir wurden ins Gefängnis eingesperrt, und eines Tages erhielt ich Besuch. Ein älterer Herr stand im Besuchzimmer. Irgendwie kam er mir bekannt vor. 'Was wollen Sie denn?' fragte ich.

'Es handelt sich da ums Benzin', sagte er, 'du hattest mir damals versprochen, das Benzin zu bezahlen. Ich hatte Mühe, deine derzeitige Adresse herauszubekommen — aber jetzt erkenne ich dich wieder. Du weißt, ich

habe der Polizei nichts von dem Benzin gesagt. Ich habe nur gesagt, daß mich da zwei Burschen belästigt haben.'

'Wahrscheinlich werden Sie das jetzt tun', sagte ich.

'Ich bin mir nicht ganz sicher. Schließlich habe ich ja dein Versprechen, daß du mir die zehn Liter bezahlen wirst.'

'Wie soll ich das machen?' fragte ich. 'Ich bin zur Zeit völlig blank.' Dabei stülpte ich meine Taschen um. Zwei Groschen fielen heraus. Er hob sie vom Boden auf. 'Die Anzahlung', sagte er und steckte sie ein. 'Jetzt habe ich noch genau sechs Mark dreißig von dir zu bekommen. Wie lang mußt du hier noch brummen?'

'Zwei Monate, wenn Sie mir nicht einen Strich durch die Rechnung machen.'

'Das kommt auf dich an —. Hier ist meine Adresse, aber du kennst ja den Weg. Im übrigen — wie wärs, wenn ich dich hier manchmal besuchte? Schließlich könnten wir uns ein wenig miteinander unterhalten. Dann geht die Zeit für dich — und für mich — schneller herum. Was wirst du anfangen, wenn du wieder herauskommst?'

Herr Bleichner kam alle acht Tage einmal, und wir sprachen immer eine halbe Stunde miteinander. Er brachte mir Bücher, und immer hatte er auch ein paar Süßigkeiten dabei. Wissen Sie, es wäre mit mir alles ganz anders geworden, wenn er sich nicht um mich gekümmert hätte!"

Er schwieg.

"Und dann?" fragte ich.

"Einen Tag vor der Entlassung war er wieder da. 'Na, wie fühlst du dich, so kurz vor der Freiheit?' fragte er mich.

Ich hatte Angst, große Angst, und das sagte ich ihm auch. 'Ich weiß nicht, was ich anfangen soll', sagte ich.

'Wirklich nicht?' fragte er. 'Du bist mir noch sechs Mark dreißig schuldig.'

'Ich bin Ihnen noch viel mehr schuldig, Herr Bleichner, und ich danke Ihnen sehr für alle — —.'

'Darauf pfeife ich', sagte er. 'Du sollst mir alles bis auf den letzten Pfennig zurückzahlen. Glaubst du denn, ich bekäme mein Geld geschenkt? Hier habe ich deine ganzen Schulden aufgeschrieben — summa summarum siebenundzwanzig Mark fünfunddreißig — reiner Selbstkostenpreis. Ich möchte nichts an dir verdienen!'

'Ah, Sie werden Ihr Geld schon kriegen — —!'

'Darauf gebe ich nichts. Wann wirst du morgen entlassen, heh?'

'Um dreizehn Uhr, nach dem Essen.'

'Gut, ich werde dich am Tor erwarten.'

Eigentlich hate ich etwas Wut auf ihn. Ich hatte mich jedenfalls bei ihm herzlich bedankt für das, was er mir in's Gefängnis gebracht hatte — dabei wars nur gepumpt. Er wollte sein Geld wiederhaben. Dann aber war ich froh, als er am Gefängnistor stand und mich abholte. Meiner Mutter wollte ich nicht unter die Augen treten. Sie hatte mich auch niemals besucht. 'Da bist du also', sagte er. 'Bleib einen Augenblick stehen. Das ist eine bedeutsame Stunde für dich — Freiheit! Begreifst du, was das heißt? Das Leben liegt vor dir. Du kannst neu anfangen!' Ich lachte auf. 'Sie haben Nerven', sagte ich.

'Hab ich auch.' Er nahm mich am Arm. 'Jetzt will ich mal sehen, wie ich zu meinem Geld komme.'

'Da bin ich ebenfalls gespannt.'

'Die Sache ist einfacher als du denkst —. Ich habe dich nämlich bei mir angestellt, als Geselle. So eine Tankstelle wird dir bestimmt Spaß machen. Deine Mutter ist einverstanden. Sie wartet übrigens zu Hause bei mir auf dich. Na, wie ist's schlägst du ein?'

Und ob ich einschlug. Er gab mir einen Vorschuß, von dem er natürlich seine siebenundzwanzig Mark fünfunddreißig abzog, und meine Mutter war da — das hatte er alles eingefädelt. Er hatte für mich ein Zimmer gemietet — wenn Sie diesen Weg da runter gehen, kommen Sie auf die Sandmühle — das sind nur zehn Minuten. Dort wohnte ich damals, und ich wette, das hat er nicht ohne Absicht arrangiert!"

Seine Frau kam wieder in den Garten. Sie trat an den Tisch. Er nahm ihre Hand.

"Wenn mich nicht alles täuscht", sagte zu ihr, "sind Sie die Tochter des Sandmüllers?"

"Natürlich, es stimmt!" rief sie verwundert. "Woher wissen Sie das?"

Wir lachten sehr. "Und als ich sie sah", fuhr der junge Tankstellenbesitzer fort, "hatte ich nichts anders mehr im Kopf, als ein guter und ordentlicher Mensch zu werden. Nach drei Jahren sagte Herr Bleichner zu mir: 'Heh, Junge, der Verkehr hat sich mächtig entwickelt, nicht wahr?'

'Kann man wohl sagen', erwiderte ich.

'Deshalb bin ich der Meinung, daß wir eine Konkurrenz gut vertragen könnten. Ohne Konkurrenz wird man träge und selbstzufrieden.'

Ich wehrte mich natürlich mit Händen und Füßen, aber er ließ sich nicht beirren. Eines Tages stand die Tankstelle da — das war vor genau sieben Monaten. Natürlich habe ich noch tüchtig abzuzahlen — aber sie gehört mir — sie — und meine Frau. Ich bin Herrn Bleichners Kokurrenz geworden –

Lyrik

In China trugen die Mädchen bisher häufig sehr lyrische und romantische Vornamen. Ein Mädchen konnte mit Vornamen "Mond" oder "Orchidee" heißen.

Unter solchen Umständen bereitete eine Liebeserklärung keine Schwierigkeiten. Die Romantik, seit eh und je ein vortrefflicher Schrittmacher der Liebe, lag auf der Hand. "Mein sanft strahlender Mond, darf ich auf ewig mit dir durch die Wolken ziehen?" Oder "Meine kostbare Orchidee, ohne dich ist mir ein Meer von Blumen wie ein Haufen Heu." Schöne Wendungen ließen sich mit Leichtigkeit finden.

Die rotchinesischen Behörden haben nunmehr aber verfügt, daß solche lyrische Vornamen von den Behörden nicht mehr akzeptiert werden dürfen. Sie gelten als reaktionär. Zum Ersatz schlägt man vor, Namen wie "Landreform", "Sputnik" oder "Asien-Afrika" zu wählen.

Den Mann möchte ich sehen, der dem Mädchen "Landreform" eine romantische Liebeserklärung machen könnte.

In der Achtung, die der Herrschende vor dem Rechte der Beherrschten hat, liegt die Freiheit.

Schleudre mich nicht fort ... zur Zeit des Alters

Von Thomas Sarto OSB

Wir sprechen heute viel von der Altersfrage, vom Altern und seinen Nöten, von den Alten und ihren Problemen. Dabei empfinden wir mehr oder weniger deutlich, daß Altern letzlich ein Problem ist, welches nur im Raume des Glaubens richtig gesehen und bestanden werden kann. Für den Christen ist das Alter nicht die reichlich fatale Endphase seines Lebens; für ihn steht es vielmehr im Lichte aller Verheißungen, die der Tod des Gläubigen hat. Altern ist Vorstufe des Sterbens und darum Vorstufe für den Anbruch des wirklichen Lebens. Gewiß bringt es Nöte und Schmerzen, an sich selbst zu erleben, wie man für diese Welt immer weniger wird: nicht nur die körperlichen Kräfte verfallen, auch die geistigen scheinen abzunehmen; man sieht sich immer unfähiger werden, für diese Welt Großes zu leisten, für andere Menschen "wichtig" zu sein; man fühlt sich immer entbehrlicher. Aber darin vollzieht sich nichts anderes als allmähliche Vorbereitung dessen, was im Sterben jedes Menschen geschieht. Der Mensch ist von Gott nicht geschaffen worden für das dürftige Leben dieser Welt, sondern für seliges, überschwenglich lebendiges Leben. Fast wie ein Symbol wirkt es, wenn alle jene Kräfte allmählich schwinden, mit denen der Mensch so sicher und für diese Welt so "tüchtig" im irdischen Leben stand. Nicht nur der Geruchsinn läßt nach, der alternde Mensch hört auch nicht mehr scharf und sieht nicht mehr gut, die Kraft seiner Hände erlahmt allmählich, und auf seinen Füßen geht er nicht mehr ganz sicher. Darin drückt sich aus, daß das endgültige Weggehen aus dieser Welt sich allmählich vorbereitet; die Distanz zur Welt, zu der der Glaubende sich durch seine Taufe aufgerufen weiß, wird nunmehr schon durch die körperliche Verfassung erzwungen. So ist Altern zugleich Gnade, eine gleichsam aus seinem eigenen Leibe dem Glaubenden her zuwachsende Hilfe, in dieser Welt richtig als Christ zu leben — als einer, der hier nicht Vollbürger ist, sondern Fremdling, unterwegs nach der eigentlichen Heimat, die Gott ihm bereitet hat. So bitter es sein mag, sich auf scheinbar absteigender Linie zu erleben, ständig abzunehmen — im Grunde bahnt sich hier jener totale Zusammenbruch der irdischen Existenz an, ohne den niemand ewige Existenz im leuchtenden Leben der Verklärten gewinnen kann. "Fleisch und Blut können Gottes Königtum nicht erben" (1. Kor. 15, 50). Das am Menschen Vergängliche muß abgetan werden, beginnend langsam im Altern, endgültig dann im Sterben. "Gesät wird in Vergänglichkeit, auferweckt in Unvergänglichkeit; gesät wird in Verächtlichkeit, auferweckt in Herrlichkeit; gesät wird in Gebrechlichkeit, auferweckt in Herrlichkeit" (1. Kor. 15:42). So stellt sich ein Christ zum Alter ein, wie er sich zum Gesetz des Todes stellt. Und wenn er weiß, daß er sich auf sein Sterben vorbereiten muß, so sollte er auch wissen, daß er sich aufs Altwerden bereiten muß, damit er ihm sehnend entgegengeht, um es als Glaubender zu bestehen.

Zu dieser inneren Vorbereitung auf die Jahre des Alters gehört auch, daß wir ganz nüchtern mit gewissen für

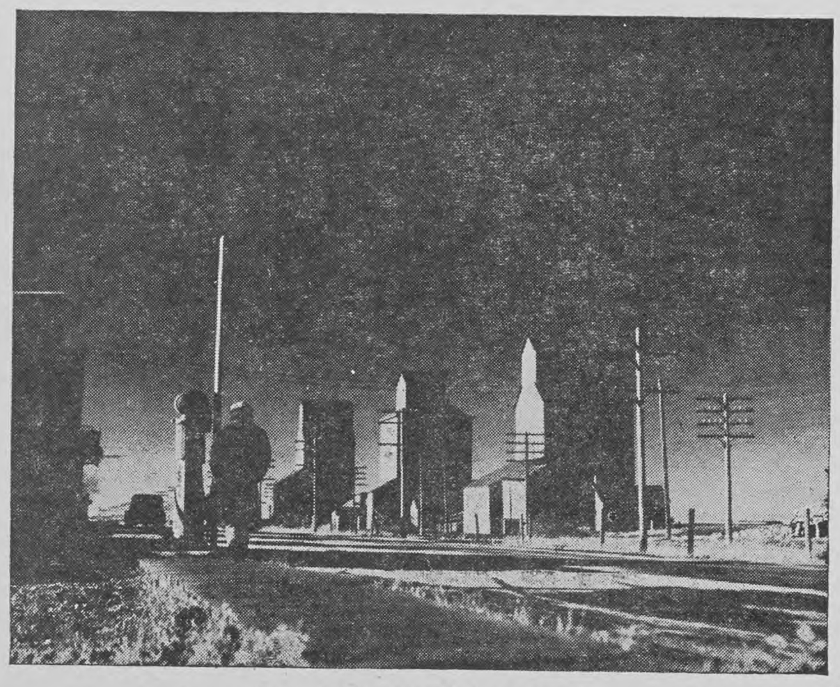


das Alter typischen Versuchungen und Anfechtungen rechnen. Es gibt nicht nur die vielbesprochenen Gefährdungen der Jungen. Es gibt auch ganz charakteristische Alterssünden. Diese wurzeln weitgehend in einem — wenn auch oft unbewußten — Nein zum Sterbenmüssen: man will nicht aufhören, nicht abtreten, nicht abnehmen, nicht loslassen. Man sieht nur die Verlustseite des Alters, nicht seine Gewinnseite, welche heißt: näher zum wirklichen Leben. Tiefer als diese Versuchungen wird den Frommen wahrscheinlich aber eine ganz bestimmte Anfechtung bedrängen. Sie klingt in der Liturgie des 16. Sonntags nach Pfingsten an. Im Kommunionvers heißt es (in der Übersetzung von Buber): *"Auch bis zu Alter und Greisentum, Gott, verlasse mich nimmer"* Ps. 70). Wir mögen erstaunt fragen, worin die heimliche Sorge wurzelt, die sich hinter dieser Bitte verbirgt. Nun, diese Sorge bleibt im Psalm gar nicht so hintergründig verborgen, sie wird vielmehr recht unumwunden vom Psalmisten ausgesprochen: "Schleudre nimmer fort mich zur Zeit des Alters, wenn meine Kraft dahin ist, verlasse mich nimmer! Denn meine Feinde sprechen gegen mich, die meine Seele überwachen, beraten sich miteinander, sprechend: 'Gott hat ihn verlassen, verfolget, packt ihn, denn kein Retter ist mehr!' " Ein Christ kann natürlich mit solchen Versen schnell "fertig" werden; er braucht sich nur daran zu erinnern, daß der Psalmsänger noch nicht auf Auferstehung hin dachte und darum Altern und Sterben für ihn Katastrophen in einem endgültigeren Sinne waren. Aber wir sollten diese Verse nicht so leicht abtun, sondern lieber fragen, ob sich in ihnen nicht auch Not ausdrückt, die einen alternden Christenmenschen nicht weniger als einen alternden Israeliten bedrückt.

Newman sprach einmal davon, daß eigentlich nur alte Heilige ihm die Macht göttlicher Gnade überzeugend offenbaren könnten; gewiß könne er jugendliche Heilige wie Aloysius Gonzaga verehren, aber wirklich bewundern könne er nur Heilige, die so alt geworden seien wie etwa Philipp Neri. Es ist der Jugend natürlich, lebendig glühend, innig, begeistert, hohen Idealen kompromißlos ergeben zu sein. Jugend neigt dazu, sich rückhaltslos zu geben, sich einer Fahne ganz zu verschreiben. So ist das Herz der Jungen noch gleichsam von Natur aus, wenn sie schon fromm sind, dann zu heißer Frömmigkeit fähig, wenn sie schon gläubig sind, dann zu totaler Hingabe geneigt. Anders ist es beim reifen Menschen. Der naturhafte Schwung ist dahin. Die Gefühle werden karger. Ernüchternde Erfahrungen, wachsende Kritik und manchmal auch eine gesunde Portion Skepsis verhindern, daß man sein Herz allzu schnell total verschenkt oder verliert. Ein solcher Mensch in der Reife seiner Jahre braucht Gott nicht "ferner" zu sein, als er es in seiner Jugend war, aber er wird sich ihm leicht ferner fühlen. Im Alter verschärft sich diese Not. Je näher der Tod rückt, um so mehr weiß der Mensch, daß er restlos auf Barmherzigkeit angewiesen ist, daß er nur aus Gnade und auf Gnade hin bestehen kann — aus Gnade durch Glauben. Aber dieses restlose Vertrauen, dieses völlige Sichausliefern des Glaubens scheint gesunde seelische Kräfte vorauszusetzen, scheint einem kranken Herzen nicht mehr recht gelingen zu können. Genauer gesagt: wie weit wirklicher Glaube, unverbrüchliche Hoffnung, getrostes Vertrauen in einem Menschen herrschen, ist ihm erlebnismäßig nicht mehr faßbar, wenn ihn etwa die Angstnot der Angina Pectoris schüttelt. Auch abgesehen von solch extremen Fällen ausgesprochener Herzkrankheiten: die körperlich-seelischen Kräfte alter Menschen können so geschwächt sein, daß sie oft selbst an ihren eigenen Glauben kaum mehr glauben können. Und dann mag die Angst aufbrechen, das Leben vertan zu haben, hier alles zu verlieren und nichts dafür zu gewinnen, den Glauben nicht mehr zu haben, dem allein Gottes Gnade sich schenken kann, die Angst, daß die Feinde aus dem Abgrund bereits dastehen und warten: Gott hat ihn verlassen, verfolget, packt ihn, denn kein Retter ist mehr! Aus dieser Not bricht der Schrei auf: Schleudre nimmer fort mich zur Zeit des Alters, wann meine Kraft dahin ist, verlasse mich nimmer!

Das ist Gebet aus der Tiefe der Anfechtung. Gebet des Glaubens! Gebet des Dennoch-Glaubens! Und wenn ich nichts mehr von Vertrauen fühle, keine Hoffnung mehr mich halten und trösten kann, wenn es ist, als könnte ich nicht mehr glauben, dann will ich immer noch zu dem rufen, der mein Retter bleibt: Schleudre mich nicht fort zur Zeit des Alters, und wenn alle meine Kraft dahin ist, gerade dann verlaß mich nicht!

Der kleingläubige Glaubende darf sich des Rechtes zu solchem Gebet sicher fühlen. Gott selbst nämlich hat ihm dieses Recht gegeben durch eine unerhörte Zusage, die er seinen Gläubigen (denen des neuen Gottesvolkes nicht weniger als denen des alten) gegeben hat. "Hört auf mich, Haus Jakobs und aller Überrest vom Hause Israels, ihr vom Muterleib an Aufgepackten, ihr vom Schoß an Getragenen und bis ins Alter — ich bin derselbe! Bis in das Greisentum — ich selber belade mich, ich selber habe es getan, ich selber will weitertragen, ich selber belade mich und lasse entrinnen" (Is. 46, 3 4). –



Herbstabend in Westcanada

Im Schweigen Gott finden

Von Eva Firkel

Nur der in Gott Demütige kann schweigen im Schweigen des Herzens. Die Selbstsucht ist laut, selbst dann, wenn der Mund kein Wort sagt. Sie schreit sich selbst an, und der Fluch ihrer Worte ist selbstzerstörend. Der Mensch ist kein absolutes "Selbst". Er ist ein "Ich in Gott". In Gott dem liebend Schweigenden. Wer in Ihm und Seinetwegen vergessen und verzeihen kann, hat das Schweigen, das Licht bringt und Leben. —

Schweigen am Familientisch ist meistens kein gutes Zeichen. Unstimmigkeiten bannen einen jeden in den Sperrkreis der eigenen Not. Noch schmerzlicher ist es, wenn Erbitterung, ja steigender Haß den Mund verschließen. Es gibt unselig verfahrene Verhältnisse, in denen Schweigen die letzte Schranke der Gesittung darstellt.

Starke Naturen werden untragbare Zustände zu ändern wissen, selbst wenn die Lösung im ersten Augenbilck hart erscheint. Aber es gibt viele Menschen, die das nicht können. Sie bewahren ihre innere Not frisch in einer Hülle aus Stummheit, die im Laufe der Zeit immer zäher und lederner wird. Solcherart Verstummte werden vom inneren Leiden verzehrt; es spricht durch die verschlossene Miene und den verschlossenen Mund. Im Gegensatz zu der steinernen äußeren Ruhe geht es tief in der Seele dieser Menschen laut und stürmisch zu, darum müssen die also Verstummten erst zum Schweigen gebracht werden. Das wird unter Umständen ein langwieriger Prozeß sein, denn wirklich zu schweigen vermag ja nur der, dem die innere Stille die gute, unumstößlich richtige Botschaft zuträgt, die Botschaft von der Liebe des Vaters.

Denn diese Botschaft quillt nur aus dem tief geöffneten Herzen, das nicht durch einander widerstreitende Stimmen verwirrt ist. Ein durch Leid und Mißverständnisse in sich selbst verstricktes Ich muß erst entwirrt werden, d.h., jede einzelne dieser Ich-Stimmen muß vor das Gewissen gebracht werden. Richtig verstanden, bedeutet es, daß sich alle die ursprünglich entgegenwirkenden Stimmen, des besseren belehrt und befriedigt, zu dem einstimmigen Chor einen, der das Du anruft und wenn sich das Du zu entgegnen anschickt — unverzüglich schweigt. Versetzen wir uns für einen Augenblick in die Feier der heiligen Messe und besinnen wir uns darauf, daß der Kanon unter der schweigenden Mitfeier des Volkes vom Priester allein gebetet wird.

Was überwältigt uns, wenn wir aus dem brausenden Großstadtverkehr in eine stille Kirche eintreten? Es ist das Schweigen des in sich selber ruhenden Ganzen, der Hinweis auf das Leben in Fülle, der Aufblick des Glaubens zu dem, der alles in allem ist. In diesem Schweigen werden die Nerven ruhig, der Mund verstummt, die inneren Sinne wachen auf, das Herz öffnet sich und wird mit dem Schweigen des eucharistischen Gottes erfüllt.

Dieses Schweigen geht mit und offenbart sich der Umwelt als jene liebenswürdige Schweigsamkeit, die dem anderen im Sprechen den Vortritt läßt, die ihn wortlos ermuntert, fortzufahren, wenn es aus ihm sprudelt, die auch die ungereimtesten, krausesten Reden einfach durch das aufmerksame Hören ordnet und würdigt. So wird der vom Schweigen Gottes Geprägte für die Mitmenschen zum Ordner und Einiger, dem sich zu erschließen schon Hilfe und Wegweisung bedeutet. Es gibt so viel arme, nervösgehetzte Menschen, die dranghaft unaufhörlich reden müssen. Welche Wohltat für sie, wenn verständnisvolle schweigsame Mitmenschen dieses überstürzte Geschwätz aufnehmen und gleichsam aufzulösen vermögen.

Es ist nämlich durchaus nicht gleichgültig, zu wem diese armen, unruhigen Wesen sprechen. Oft genug nämlich wird erst durch den zweiten Menschen das zwar hohle, aber in sich nicht böse Gerede zur üblen Nachrede. Darum ist die schweigende oder beinahe schweigende Entgegennahme solcher Entladungen ein so ungeheuer wichtiger Dienst am Nächsten; er nimmt dem geplagten Bruder wirklich seine Last ab, das fast mechanisch entlehrte Böse wird nicht fixiert durch aufreizende Fragen und affektbetonte Zurufe. Oft genügt die Gegenwart eines besonnenen Menschen, um den Aufgeregten zu besänftigen und seinen Redefluß allmählich zum Versiegen zu bringen; die echte menschliche Anteilnahme löst seine Verkrampfung, und das gütige, aus lebendiger Liebe gesprochene Wort wird Frucht bringen, wenn die Stunde dafür gekommen ist.

Schweigen können heißt nämlich auch in Geduld warten können. Dieses Schweigen ist, wo immer geübt, der Ausdruck des Übereinstimmens mit dem Plane Gottes. Selbstverständlich setzt das nicht voraus, daß der Plan in seinen Einzelheiten dem Wartenden bekannt ist, aber der in sich geeinte Mensch stimmt Gott zu. Wer mit betonter Heftigkeit sagt: Also gut, ich schweige, und es auch "fertigbringt", nichts zu sagen, aber vor innerer Erregung bebt, der ist zu dem Schweigen, das hier gemeint ist, noch nicht gelangt.

Wer mit ganzem Herzen zu schweigen gelernt hat, wird verschwiegen im Sinne des so selten gewordenen liebenswürdigen Taktes, der hört und doch nicht hört, dem es nicht mehr unterläuft, das abfällige Urteil über Menschen weiterzugeben, der es fertigbringt, die falsche, allzu gute Meinung von jemand bestellen zu lassen, obwohl er das krasse Gegenteil "beweisen" könnte und sogar aus einer weisen Erkenntnis heraus zum offenbaren Unrecht, das ihm selbst geschieht, gelassen zu schweigen vermag. Erstaunlich bleibt es, wie oft wir einander mit lässigem Herzen Unrecht tun, wie wenig wir einander kennen und wie selten uns das Gute mit seiner ganzen umstürzenden Kraft beeindruckt.

Das mag daran liegen, daß uns der Wert der schweigenden Erwartung oder des erwartungsvollen Schweigens als religiöse Haltung noch nicht klar genug geworden ist. Ob wir nicht im

Eifer unserer Bemühungen das Reden über das religiöse Tun wichtiger nehmen als das Tun selbst? Das Schweigen ist wichtiger als unser Sprechen über das Schweigen.

Wer aus Gott leben will, muß das Schweigen lernen oder wieder lernen, um im Schweigen auf Gott zu warten. Im eigenen Schweigen werden wir die Unendlichkeit Gottes als große Stille erfahren, als eine Stille, die sich immer gerade dann "meldet", wenn der Alltag laut wird. –

Der Hund und das Wirtschaftswunder

Alexander Gottlieb Kainer, ein Hundefreund, ging in einen Hühnergrill, sich vom Wirt ein paar abgenagte Knochen für seinen Hund zu erbitten. Der freundliche Wirt, dessen Geschäft blühte, erfüllte die Bitte des Mannes und gab ihm ein großes Paket Hühnerknochen mit, wie sie auf den Tellern der Gäste übriggeblieben und von den weißbeschürzten Kellnerinnen abserviert worden waren.

Als Alexander Gottlieb Kainer daheim das Paket auspackte, sah er — beinahe erschrocken und ohne einen Aufschrei der Überraschung unterdrücken zu können — daß ganze unabgenagte Hühnerbeine, völlig unberührte knusperige Hühnerflügel und Brustknochen voll weißem Fleisches in dem Päckchen für seinen Hund lagen, wie sie der Wirt wahllos von den zurückgekommenen Tellern gestrichen und als Hundefutter eingepackt hatte.

Alexander Gottlieb Kainer befand sich in einem schweren Dilemma. Die guten Bissen selbst zu essen war ihm nicht zuzumuten, denn wer ißt gern von fremden Tellern den Rest, aber andererseits konnte er sich auch unmöglich leisten, sie seinem Hund in den Napf zu tun. Wie hätte sich wohl das Weltbild eines Hundes, der noch nichts vom Wirtschaftswunder wußte, grundlegend verändert, wenn er statt seines bisherigen kargen Fressens plötzlich im Napf derartige fette Brocken fände? Die Knochen, die er bisher vorfand, stammten von Leuten mit Appetit und Hunger, von Alexander Gottlieb Kainer selbst und seiner Frau und seinen Kindern, die jeden Knochen sorgfältig abfieselten. Für den Hund würde sich eine neue Welt auftun, er müßte die Menschen in zwei Klassen einteilen, in jene, die vergeuden, und in jene, die mit dem Pfennig und jeden Brocken des teuren Fleisches rechnen müssen. In diesen Zwiespalt, der in der heutigen Zeit schon Menschen zum Grübeln zwingt, wollte er aber seinen geliebten Hund nicht bringen. Und so trug er die so reich besetzten Hühnerknochen zu einem fremden Hund, der den Park seiner Herrschaftsvilla bewachte, und hatte keine Ahnung, daß sein eigener Hund Nero, ein Schäferhund, längst um die Dinge des Wirtschaftswunders wußte, und sich darüber schon lange keine Gedanken mehr machte, warum er täglich auf seinen Spaziergängen durch die Parkstadt in den Abfallkörben von den Schulkindern weggeworfene Butterbrote und Wurstschnitten, ja oft ganze Stücke Kuchen fand. . . . J.H.R.

Zuviel Freude

Für Toni Milkat hatte sich die Welt gedreht: seit jenem Tag, da er in der Fürsorge des Roten Kreuzes die fast endlose Reise vom Kinderheim in Polen zu dem kleinen Dorf in den deutschen Bergen gemacht und plötzlich Eltern und Geschwister, Heimat und Liebe gewonnen hatte.

Die Höhen im Schmuck des frischen Grüns, das saubere schlichte Häuschen mit Vater Milkats Schreinerwerkstatt und den Blumen am Fensterbrett hätten den hochaufgeschossenen Zwölfjährigen wie ein Stück Märchenland anmuten können — aber er wußte nichts von Märchen. Mit viel zu ernstem Gesicht stand er vor dem festlich gedeckten Tisch mit der Torte, die der Bäcker des Dorfes für ihn gestiftet, sah das Paket mit neuen Kleidungsstücken, zwei Schuhkartons, den Fußball, den Stahlbaukasten — und schwieg. Deutsch sprach er sowieso schlecht, und seine Eltern, denen er als Säugling in den Wirren der Vertreibung abhanden gekommen, hatten die geringen Kenntnisse des Polnischen, seit sie in der neuen Umgebung heimisch geworden, fast vergessen. Und doch lag die Schweigsamkeit nicht an Sprachschwierigkeiten, sondern tiefer.

Es war, als ob das Gefühl der Einsamkeit, das den Buben erfüllte, auch die Freude der anderen lähme. Sie verstanden langsam, daß ein Mensch, auch wenn er noch Kind, etwas Unberechenbares sei und nicht immer durch materielle Güter zu beeindrukken ist.

Nach Tonis nur oberflächlicher Betrachtung der neuen Herrlichkeiten saß die Familie am Kaffeetisch: die Eltern, die kleinen Mädchen Sefa und Marei, Lehrbub und Gesell. Natürlich auch Toni. Er würgte an der Torte, als schlucke er bittere Pillen. Für das kindische Äugeln der beiden Schwesterchen, ob ihre beider Stücke auch wirklich gleich groß seien, hatte er nur seinen ernsten, erstaunten Blick. Als die Mutter ihm übers Haar strich, zuckte er zusammen.

In der vaeterlichen Werkstatt

Nach der nicht gerade behaglichen Kaffeestunde nahm ihn der Vater mit in die Werkstatt, zeigte ihm fertige Möbel, Holzvorräte und Maschinen, und mühte sich, dem Jungen begreiflich zu machen, wie er in den vergangenen zwölf Jahren Stück für Stück an Boden gewonnen hatte, bis er wieder selbständig im eigenen Haus und Betrieb wirkte.

Toni hörte aufmerksam zu und bemühte sich, jedes Wort zu verstehen. Aber er entnahm dem Bericht nur eine Schilderung dessen, was der Vater geschafft und erreicht hatte — alles, was zu seiner Freude, zum Willkomm getan wurde, erschien ihm wie eine Demonstration des Wohlstandes und der gesicherten Bürgerlichkeit. Dies war ihm so fremd, daß er es nicht übers Herz brachte, mit beiden Füßen auf das neue Ufer zu springen. Als ein Kunde die Werkstatt betrat, um mit dem Vater zu verhandeln, huschte er schnell hinaus.

Im Flur zwischen Werkstatt und Wohnhaus hängte sich die kleine Marei an ihn und zwitscherte ihm etwas vor, woraus er entnahm, daß er ihren Puppenwagen, der ein Rad verloren hatte, reparieren solle.

Er nickte denn auch und sagte: "Samstag nachmittag, wenn die Werkstatt leer ist, arbeite ich für dich." Sie sprang zufrieden davon — und er fühlte sich nun noch verlassener als zuvor. Er zauderte ,wieder in die behagliche Wohnstube einzutreten oder in die Küche zu gehen, wo die Mutter das Abendessen richtete. Gewiß erhoffte sie ein gutes Wort, eine Zärtlichkeit von ihm .Er war für sie etwas, worauf sie länger als ein Jahrzehnt gewartet — und nun häufte sie die aufgespeicherte Liebe auf ihn, der in ihrem Sinnen und Trachten gelebt hatte, während er selbst fremd und hilflos vor dieser nie geahnten Wendung seines kargen Daseins stand. Das drückte ihn so, daß er die Ge-

borgenheit des Hauses nicht ertragen konnte und vor die Tür trat.

Flucht in die Einsamkeit

Sauber schlängelte sich die Straße an den Nachbarhäusern vorüber und mündete im Mittelpunkt des Dorfes, der durch den Kirchturm gekennzeichnet wurde. Hier und da machten sich die Leute vor den Häusern zu schaffen — und darum ging Toni nicht dorthin. In der anderen Richtung zweigte ein schmaler Weg ab durch Wiesen, die einen sanften Berghang bekleideten.

Diesen Weg wählte Toni. Er schlenderte erst langsam dahin. Als er niemandem begegnete und sich weiter vom Dorfe entfernte, trabte er schneller, um mehr Abstand zu gewinnen.

Als man ihn daheim vermißte — der Vater hatte ihn in der Wohnung, die Muter ihn in der Werkstatt vermutet — hatte er gerade eine Hochfläche erreicht, die sich weithin dehnte und den ersehnten, als Ziel gesetzten Berggipfel so sehr in die Ferne rückte, daß er sich plötzlich seiner Müdigkeit und seines Hungers bewußt wurde.

Er ließ die Augen schweifen. Seitlich weidete eine Viehherde, die wohl von einer nahen Almhütte aus betreut wurde. Dort waren Menschen zu vermuten — und denen möchte er nicht begegnen. Also wählte er den Weg über die Höhe, die als Einöde mit dunklem Wacholder, Kiefergruppen und zum Trocknen aufgeschichtetem Torf so recht nach seinem Sinn war.

Ein Knarren auf dem sandigen Weg ließ ihn aufblicken. Eine alte Fau zog einen Leiterwagen mit Torfstücken hinter sich her. Sie mühte sich redlich — Schweißtropfen perlten unter dem schwarzen Kopftuch hervor, und ihre verarbeiteten Hände, auf denen die Adern dick hervortraten, umkrampften die Wagendeichsel.

Unversehens standen sie nun auf dem schmalen Pfad einander gegenüber: die Frau und der Junge. Er hätte an die Seite treten müssen, um sie vorbeizulassen, aber er zögerte. Sie blieb stehen und verschnaufte, indes sie ihn aufmerksam betrachtete.

"Wo willst du hin?"

Er zeigte stumm zum Berggipfel.

"Dort kannst du jetzt nicht mehr hin — es ist zu gefährlich. Und du bist fremd. Wo kommst du her?"

Er nannte den Namen eines polnischen Ortes und fügte hinzu: "Ich bin Toni Milkat."

Die Frau nickte, als machte sie sich mit einem Reim auf diesen seltsamen Ausflug des eben Angekommenen. Er aber trat plötzlich neben sie und sagte: "Ich ziehe den Wagen."

Sie ließ es geschehen und ging nun hinterher, während er den Weg, den er in unverständigem Eigensinn gesucht, mit seiner freiwilligen Last wieder zurücktrabte.

Nach einer Weile, die sie schweigend gegangen, rief die alte Frau ihm ein Halt zu. "Ich muß rasten", sagte sie und setzte sich auf einen Baumstumpf am Wegrand, ihm einen anderen Sitz anweisend.

Das Ausruhen kam ihm sehr gelegen, und als sie ein paar Stücke dunkles Brot hervorzog und ihm davon gab, griff er zu. Herzhaft biß er hinein — es schmeckte ihm tausendmal besser als die Willkommenstorte —, dann aber meinte er besorgt: "Du bist arm — und ich esse dir das Brot auf. Das ist nicht recht." Sie schüttelte den Kopf. "Ich bin arm, aber ich habe mein Brot. Iß ruhig."

Wieder schwiegen sie. Dann fragte sie unvermittelt: "Warum bist du hierhergelaufen?" Sie sagte nicht, 'weggelaufen', um es ihm nicht schwer zu machen.

Er zuckte die Achseln. "Es war zuviel — die schönen Sachen, das Haus, das Geschäft. Sie taten, als kennten sie mich seit langem — und sie kennen mich doch nicht und ich kenne sie nicht. Es war zuviel zum Freuen."

"Dummer Bub!" Sie fuhr ihm über den Kopf und er duldete es. Dann erzählte sie, "Ich weiß, wie deine Eltern damals ankamen — vor elf Jahren. Dein Vater trug seine ganze Habe im Rucksack — und deine Mutter war krank. In einer Kammer haben sie gewohnt und dein Vater ging in die Fabrik. Er war so fremd hier und so unglücklich — heute gehört er zu uns. Und immer, immer haben die beiden von dir gesprochen — ob sie dich wiederfinden und wie sie es anstellen sollen."

Er nickte. Er spürte, daß sie ihm ein Stück Boden unter die Füße geschoben hatte und stellte sich darauf. Vor dem Dorf wollte sie ihn ablösen. Aber er meinte: "Nein, ich gehe bis zu deinem Haus. Ich will wissen, wo du wohnst, damit ich dir öfter helfen kann."

Aber noch ehe sie sich den Häusern näherten, eilte ihnen Frau Milkat entgegen. Sorge beflügelte ihre Schritte — und sie war nicht wenig erstaunt, als sie den Verlorengeglaubten wie selbstverständlich vor dem Leiterwagen der alten Rieder-Mutter gehen sah.

"Junge, wir haben dich gesucht", rief sie aus, schwieg dann aber, als sie einen warnenden Blick der weisen Alten auffing. Sie ließen Toni vorangehen und schritten das letzte Stück Weges dem Wagen nach.

"Es war zuviel für ihn", sagte die Rieder-Mutter. "Er ist vor der Freude davongelaufen. Ihr habt einen guten Sohn, Frau Milkat. Ihm ist es leichter, selbst zu geben, als nur etwas anzunehmen. Er braucht Pflichten."

Frau Milkat dachte still nach. Dann sagte sie: "Ich danke Euch, Rieder-Mutter."

Toni brachte den Wagen bis zum Hause der Greisin und versprach das Wiederkommen. Als er dann mit seiner Mutter heimkehrte und die kleine Marei ihm gleich den zerbrochenen Puppenwagen vorführte, und erneut um seine Hilfe bat, konnte er schon lächeln. –

Christ ein Gärtner

**Ein Gärtner geht im Garten,
wo tausend Blumen blühn,
und alle treu zu warten,
ist einzig sein Bemühn.**

**Der gönnt er sanften Regen,
und jener Sonnenschein:
das nenn ich treues Pflegen,
da müssen sie gedeihn.**

**In liegenden Gedanken
sieht man sie fröhlich blühn,
sie möchten mit den Ranken
den Gärtner all umziehn.**

**Und wann ihr Tag gekommen,
legt er sie an sein Herz,
und zu den Sel'gen, Frommen
trägt er sie himmelwärts;**

**Zu seinem Paradiese,
zu seiner schönen Welt,
die nimmermehr wie diese
in Staub und Asche fällt.**

**Hier muß das Herz verglühen,
das Weizenkorn verdirbt;
dort oben gilt ein Blühen,
das immermehr erstirbt.**

**Du Gärtner, treu und milde,
o laß uns fromm und fein
zum himmlischen Gefilde,
zum ew'gen Lenz gedeihn!**

Max von Schenkendorf

Es liegt wenig daran, wie man geboren wird; aber es ist viel daran gelegen, wie man stirbt.

Christine von Schweden

Nichts ist verloren, solange der Tod noch zu trinken bleibt.

Paul Claudel

Das ist die wahre Liebe: die immer und immer sich gleich bleibt, wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

Goethe

Aus der katholischen Welt

VATICAN — *Papst segnete Grundstein.* – Papst Johannes XXIII. weihte in CastelGandolfo den ersten Stein des neuen Hauses, das die Gesellschaft vom Göttlichen Wort in Nemi errichten will. Das Haus soll allen Missionaren dieser Gesellschaft bei ihrer Rückkehr aus Übersee zu einem achtmonatigen Schulungs- und Erholungsaufenthalt offenstehen. Der Weihe des ersten Steines durch den Papst wohnten der Generalsuperior der Steyler Missionare, Pater Johannes Schütte, der Generalprokurator, P. Gottfried Groessl, und das gesamte Genralkapitel bei.

Kinder schenkten Pfirsiche. – Kinder in der charakteristischen Ortstracht von Castelgandolfo überreichten Papst Johannes XXIII. aus Anlaß des traditionellen Pfirsichfestes mehrere Körbchen mit Pfirsichen. Der Papst empfing eine Vertretung des Ortes in Audienz und verwies in einer kurzen Ansprache auf die Vorliebe des Herrn und das ständige Interesse der Päpste für die Bauern.

Ein Lob fuer die Gestaltung des Eucharistischen Kongresses. – In einem Rückblick auf den Eucharistischen Kongreß in München hebt der Osservatore Romano die Organisation der religiösen Kundgebung hervor, die das Blatt des Vaticans als "perfekt" bezeichnet. Der "Osservatore" lobt auch die Hilfsbereitschaft der Münchener, die jeden Besucher aus dem Ausland als Bruder behandelt hätten und ihm schon zu Hilfe geeilt seien, wenn er beim Studium des Stadtplanes auch nur ein Zeichen der Unentschlossenheit zeigte. Hervorgehoben wird im "Osservatore Romano" auch der Umstand, daß die Münchener den zahlreichen farbigen Bischöfen mit großer Liebe und Ehrerbietung entgegengetreten sind, was angesichts des Rassenwahns in nicht allzu fernen und gegenwärtigen Tagen besonders vermerkt zu werden verdiene. Lobende Worte findet das Vatikanische Blatt ferner für die Gestaltung der Theresienwiese, den Einsatz der Helfer bei den Vorbereitungsarbeiten für den Kongreß und für den reibungslosen Zu- und Abfluß der Massen auf dem Festplatz. Kombinationen über den Ort, an dem der 38. Eucharistische Weltkongreß stattfinden wird, lehnt der "Osservatore" als verfrüht ab.

Soviets diffamieren Vatikan. – Über den nordamerikanischen Militärbischof Kardinal Francis Spellman versuchte am ersten Verhandlungstag im Gerichtsverfahren gegen den US-Piloten Francis Powers der sowjetische Generalstaatsanwalt auch den Vatikan mit in das Verfahren einzubeziehen. Als Rudenko den Angeklagten, der am 1. Mai in der Nähe von Swerdlowsk abgeschossen worden war, fragte, welche höheren Militärs die Einheit des Piloten auf dem Stützpunkt Adana (Türkei) besuchten, nannte Powers u. a. auch Kardinal Spellman. Der Generalstaatsanwalt konstruierte daraus die weitere Frage: "Der Kardinal interessiert sich auch für Militärstützpunkte?" Powers entgegnete sachlich: "Er ist ein Mann der Kirche, ihn interessiert die Besatzung, aber nicht der Stützpunkt." Darauf erwiderte Rudenko offenbar gereizt: "Eben jene Besatzung, die Spionageflüge unternimmt?" Nach Berichten Ostberliner Zeitungen gingen die letzten Worte Rudenkos im Gelächter der Zuschauer unter. Wie aus Moskauer Zeitungsmeldungen zu entnehmen ist, steht gegenwärtig der Vatikan neben den USA im Zielfeld kommunistischer Angriffe wieder an hervorragender Stelle. Die sowjetische Gewerkschaftszeitung "Trud" beschuldigte den Vatikan, er wolle zusammen mit den Amerikanern die zu den Olympischen Spielen in Rom anwesenden Sportler zum "Überlaufen" veranlassen. Ein umfangreiches Propagandaprogramm sei ausgearbeitet und in einem Kloster ein Auffanglager für die "Deserteure" der Ostblocksportler geschaffen worden. Im Rundfunk hieß es, internationale Kräfte bedienten sich des Vatikans als Hauptwerkzeug für ihre "infamen Ziele."

Japanisches Nonnenkloster in Koeln. – Den ersten Spatenstich für das erste japanische Nonnenkloster in Europa vollzog der Erzbischof von Tokio, Petrus Tatsuo Kardinal Doi, in Gegenwart des Kölner Erzbischofs, Kardinal Frings, in Köln-Sülz. Die japanischen "Töchter des heiligen Herzens Jesu von Fujisara", die in dem neuen Kloster Unterkunft finden sollen, sind bereits seit Ende März 1958 in Köln tätig. Einige von ihnen haben inzwischen eine besondere caritative und kinderpflegerische Ausbildung erhalten. Das Erzbistum Tokio ist die Patendiözese des Erzbistums Köln.

Protektor der Katakomben ernannt. – Der Papst ernannte Kardinal Copello, Kanzler der römischen Kirche, zum Protektor des "Collegium Cultorum Martyrum". Dieses Gremium der Verehrer der Martyrer wurde im Jahre 1879 gegründet. Es pflegt vor allem auch die Gottesdienste in den Katakomben.

LETTLAND — *Lettischer Bischof gestorben.* – Im Vatikan traf die Nachricht vom Tode des Titularbischofs von Stadia und Apostolischen Administrators von Liepajt und Riga, Msgr. Peters Strods, ein. Msgr. Strods wurde 1892 in Varaklani (Erzbistum Riga) geboren, empfing 1916 die Priester- und 1946 die Bischofsweihe. Nach seinem Tode befindet sich in Lettland kein Bischof mehr, der in Freiheit ist.

KLEINASIEN — *Der Patriarch von Antiochien hält Einheit für möglich.* – Der melchitische Patriarch von Antiochien, Maximos IV. Saigh, der am Weltkongreß in München teilnahm, hat sich in Düsseldorf dahin geäußert, daß er von der Einigung der orthodoxen und der katholischen Kirche zutiefst überzeugt sei. Es sei natürlich wohl möglich, daß dies noch nicht anläßlich des Kongresses geschehe, doch sei der Stein ins Rollen gebracht. Natürlich werde die Einigung eine Dezentralisation der römischen Kirche zur Voraussetzung haben müssen.

KURZMELDUNGEN — Das anläßlich des Eucharistischen Weltkongresses versammelte Landvolk aus aller Welt richtete in einem Telegramm an Papst Johannes XXIII. die inständige Bitte, dem Landvolk jetzt in seiner entscheidenden Stunde ein Hirtenwort in Form einer Enzyklika geben zu wollen. — Anläßlich des vor zehn Jahren von Papst Pius XII. verkündeten Dogmas von der leiblichen Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel hat die Staatliche Münze in München eine Goldmedaille "Zehn Jahre Dogma" aus feinem Dukatengold geprägt. — Der Präsident des Bonifatiusvereins für das katholische Deutschland, Graf Georg Droste zu Vischering Erbdroste, vollendete sein 60. Lebensjahr. Graf Droste zu Vischring hat sich seit 1946 große Verdienste um die Betreuung der in der Zerstreuung lebenden Katholiken erworben, die dem 600 000 Mitglieder zählenden Bonifatiusverein obliegt. — Einen "Turm des Weihnachtsfriedens" soll das Grab des Komponisten Franz Xaver Gruber, der "Stille Nacht, heilige Nacht vertonte, erhalten. Das Bauwerk soll 1963, zum 100. Todestag des Komponisten fertiggestellt sein. — Der deutsche Zirkuspater Schönig traute unter dem Zeltdach eines großen deutschen Zirkusunternehmens in Brüssel ein Artistenpaar. Außerdem taufte er den kleinen Sohn des Zirkus-Regisseurs. Anschließend zelebrierte er in der Mitte der Arena eine heilige Messe. Das Zirkuszelt war festlich geschmückt worden. Zahlreiche Verwandte und Gäste wohnten der Feier bei. — Der Nationalgarde des Kamerun ist es gelungen, einen eingeborenen katholischen Priester zu befreien, der im März dieses Jahres von Terroristen verschleppt wurde. Gemeinsam mit drei weiteren einheimischen Priestern war er in einem Banditennest als Geisel festgehalten worden.

Die Bombe in der Saarstrasse 22

Alle Bewohner mußten das Haus verlassen / Mit einem Mal überfiel den Sprengmeister die Angst

Von Hans Pille

Gegen Mittag wurde der Sprengmeister Sesemann mit seinem Gehilfen Stephan zu einem Haus in der Saarstraße gerufen, dessen Besitzer beim Graben im Keller einen Blindgänger entdeckt hatte. Die Polizei hatte die Bewohner in einen gegenüberliegenden alten Luftschutzkeller gewiesen und dann die Straße abgesperrt. Eine unmittelbare Gefahr für weitere Gebäude bestand nicht, da das Haus allein lag.

Als Sesemann ankam, stürzte ein kleiner, korpulenter Mann aus dem Bunker auf die Straße. "Herr Sprengmeister!" rief er. "Ich bin Sophus Küster, mir gehört das Haus . . . Retten Sie es mir! Ein schönes Haus, hypothekenfrei . . . Sie werden die Bombe töten, nicht wahr?"

Wieder so einer, dachte Sesemann, der um seine Hütte zittert. Was ist schon ein Haus! In einer Sekunde kann es zerrissen sein. Denken Sie an Ihr Leben, Sprengmeister! Sie sind in Todesgefahr! Das hatte ihm bisher niemand gesagt; er wurde ja für die Gefahr bezahlt. Er bekam seinen Lohn wie andere, die Tapeten kleben, Bier abzapfen oder Akten entstauben. Er wollte dem Hausbesitzer schroff antworten, dann aber mußte er wider Willen lächeln; er sagte zu Stephan: "Komm!"

Sie ließen den dicken Herrn Küster auf der Straße stehen und gingen ins Haus, das kühl und gespenstig still dalag. Und doch war Leben in ihm. Eine Katze mit gelbrotgeflecktem Pelz glitt die Treppe hinunter, verhielt und sah sie aus grünlich schillernden Augen an.

"Was machst du noch hier?" flüsterte Sesemann erschrocken. "Komm, du mußt nach drauß." Und zu Stephan gewandt, setzte er ärgerlich hinzu: "Die denken nur an sich; so'n Tier lassen sie einfach umkommen."

"Wieso umkommen?" fragte Stephan. "Du wirst das Biest von Bombe im Keller unschädlich machen, und keine Katze braucht zu sterben."

"Man weiß nie — aber nun komm nach unten!"

Küster hatte in der Aufregung vergessen, das Licht im Keller auszuschalten. Sie stießen eine Lattentür auf und erblickten unter einem dick verglasten Fenster, die aufgewühlte Erde. Dort lag die Bombe mit ihrem braunen, verrosteten, von Spaten angekratzten Leib, prall und rund und voller Tücken.

"Wieder eine Scheintote", murmelte Sesemann. "Möchte nur wissen, warum der Dicke ausgerechnet hier graben mußte."

Er zog seine Jacke aus und hängte sie an ein Flaschenbord, dann fingen sie an, die Bombe freizugraben. Sesemann hatte Hunderte von Blindgängern entschärft, und bei jedem sagte er sich: Ich will nicht daran denken, wie gefährlich es ist; dennoch kam jedesmal der Schweiß, der die Haut kältete und die Hände feuchtete. Als sie die Bombe so weit freigelegt hatten, daß man ungehindert am Zünder arbeiten konnte, sagte Sesemann: "Ist gut, Stephan. Das andere mache ich. Und — geh weit genug vom Hause weg!"

"Hast du Angst?" fragte Stephan. "Soll ich sie . . .?"

"Nein — nein, nein, deswegen nicht", antwortete er hastig. "Geh jetzt!"

Er horchte auf Stephans Schritte, bis er das Zuschlagen der Haustür vernahm; und sah noch einen Augenblick auf die Bombe hinab, dann holte er seine Gerätetasche vom Flaschenbord. Von fern drang die Stimme eines Polizisten herüber: "Gesperrt!" Sesemann wollte soeben die Zange ansetzen, als die Katze plötzlich neben ihm stand und ihn unentwegt anblickte.

"Wo kommst du wieder her?" sagte er. "Was starrst du mich so an? Du hast seltsame Augen, Lores Augen sind schöner."

Die Katze schnurrte und rieb ihren Kopf an seiner Wange. Ich muß mich konzentrieren, dachte er, die Bombe wartet nur darauf, daß ich unachtsam bin. Er schob die Katze beiseite, nahm die Zange und setzte sie an. Im selben Augenblick fiel ihm ein, daß Lore, die Kellnerin im "Igel", ihm gestern abend einen glänzenden schwarzen Affen aus Holz geschenkt hatte, so klein, daß er ihn mit der Hand umschließen konnte. Er suchte mit einer

---

Gib uns Frieden

Du Wesen aller Ewigkeit
und Mensch geworden in der Zeit
in einer kalten Krippe.
Du Gott, den seine Güte trieb,
und ein Kind und Bruder, rein und lieb,
der ganzen Menschensippe.

Du warst so arm wie wir und klein,
laß uns nicht gar zu irdisch sein
und irre Wege gehen.
So wie Du Mensch geworden bist,
mach uns zu Menschen, heiliger Christ,
die ihre Zeit bestehen.

Schau uns nicht nur von außen an,
wir sind oft zum Verzweifeln dran
im Sturm und Streit der Mächte.
Doch Deines Wesens Tiefe glüht
als Sehnsucht oder leises Lied
in unserem Geschlechte.

O uns, die Ungezählten all,
die Du berufen hast im Stall,
laß uns Dir ähnlich werden!
Und so, wie Du uns auserwählt,
gib das, was uns am meisten fehlt,
gib Frieden uns auf Erden!

Wilhelm Trunk

Hand in den Taschen seiner Weste, fand ihn jedoch nicht, weil er die Weste vormittags gewechselt hatte. Sofort wurde er unruhig, weil er von jeher ein wenig abergläubig war, weil er schlecht geträumt, und den Tag mit Ärger begonnen hatte. Als er auf seine Hand starrte, die die Zange umklammerte, sah er, daß sie zitterte.

Ich darf nicht weiter machen, dachte er. Und obwohl es leichtsinnig und gefährlich war, auf diese Weise an einem Zünder zu hantieren ,löste er die Zange wieder. Aber von einem Sprengmeister setzte man voraus, daß er sich mit dem Tode dutze, also mußte er auch mit ihm fertigwerden. Ein feiger Sprengmeister! Alle Zeitungen würden es drucken, sie würden kommen und fragen: Welche Empfindungen hatten Sie, als die Angst anfing? Hatten Sie das Gefühl, daß der Tod auf Sie lauerte?

"Ich will noch leben", flüsterte er. Während er, unfähig, zu einem Entschluß zu kommen, in der Grube kauerte, fragte er sich: Wieviele Bomben habe ich enschärft? In seiner Erregung fiel es ihm nicht ein, er stand auf, strauchelte und stieß an die Bombe. Es gab einen knirschenden Ton, der ihn erstarren ließ, Er lag mit dem Oberkörper auf dem Erdwall, die Hände in die lockere Erde verkrallt, und preßte die Augenlieder zu. Die Stille schmerzte, aber sie hielt an.

Er ging zum Flaschenbord an seine Jacke und nahm sein Notizbuch heraus, in dem er die Zahl der entschärften Blindgänger aufgeschrieben hatte. Er blätterte mit fahrigen Fingern; endlich fand er die Seite. Er las: "Bleichfeld, Baggerloch: No. 312."

"Die 313. ist diese hier flüsterte er. "Das ist eine schlimme Zahl." Er sah sich plötzlich wieder im "Igel" sitzen. Ein Weibsbild kam herein, das am Stadtrand in einem Eisenbahnwagen hause und abends durch die Lokale streifte, um den Gästen aus der Hand wahrzusagen. Sie beugte sich über seine Hand und sagte damals: "Wenn viermal die Zahl drei eine Rolle spielt in deinem Leben, dann bist du in Gefahr!" Sesemann hatte unsicher gelächelt. Der Sesemann im Keller aber rechnete. In der Zahl 313 war die Drei zweimal, wo versteckte sie sich noch? Ich bin 37 Jahre, fiel ihm ein. So hatte er schon dreimal die Drei gefunden, es fehlte ihm nur noch die letzte, und er mußte sie entdecken um den Preis jeder Lüge. Er wollte die Feigheit vor sich selbst rechtfertigen können. Die Hausnummer 23! Die letzte Drei hatte sich hinzugesellt, jetzt hatte er Angst, und er glaubte an die Warnung der Wahrsagerin, wie er nie zuvor an etwas geglaubt hatte. Er fühlte, wie kalter Schweiß ihn überrann, keuchend zerrte er sein Hemd am Halse auf. Gierig nach der frischen Luft draußen, nach der Sonne, nach den Wolken, überquellend gleichsam von abscheulichem Ekel und immer zur Bombe hinüberlauernd, entfernte er sich langsam.

Nein, so ging es nicht. Er mußte es geschickter anfangen, dann ließ sich vielleicht die Schande vermeiden. Er griff nach dem Spaten und bedeckte die Bombe mit Erde, die er glatt einebnete, darauf zog er seine Jacke an, nahm seine Werkzeugtasche und eilte nach oben. Ehe er nach draußen trat, nahm er einen alten Zünder aus der Tasche, den er aus irgendeiner Bombe aufbewahrt hatte. Auf der Straße rief er den in einiger Entfernung patroullierenden Polizisten zu: "In Ordnung!"

Die Hausbewohner kamen glücklich schwatzend aus dem Bunker, und der Besitzer rief: "Es steht noch!" und er wollte Sesemann umarmen, der ihn abwehrte und sagte: "Hier habe ich den Zünder. Die Bombe kann liegen bleiben, sie ist nicht im Wege. Ich habe die Grube wieder eingeebnet. Graben können Sie natürlich nicht mehr da."

Der Dicke beteuerte, er werde nie mehr irgendwo graben. "Den tapferen Sprengmeistern, die unser Leben gerettet haben, müßte man ein Denkmal setzen, habe ich recht?" rief er. "Kommen Sie, trinken Sie eine Flasche Wein mit mir! Wir machen ein Fest, der Tod ist tot!"

"Ich habe keine Zeit", sagte Sesemann. Er sah zu, wie die Leute mit ihren Sachen ins Haus einzogen, dann drehte er sich um und ging hastig fort.

Abends saß er bei Lore im "Igel", und als er mit ihr allein war, fragte er sie, ob sie seine Frau werden wolle. Da sie seit längerer Zeit auf diese Frage vorbereitet gewesen war, antwortete sie nur: "Ja."

"Dann heiratest du einen Feigling", sagte er unvermittelt.

Sie erwiderte lachend: "Das ist ein Witz!"

In den folgenden Nächten lief er zur Saarstraße, stand im Schatten des Bunkers und starrte zum Haus hinüber, oder er horchte, über das Kellerfenster gebeugt. Er begann das Haus zu hassen, weil er sich selbst verachtete, weil eine Stimme in ihm sagte: Wenn die Bombe das Haus

Ich suche Gott

Ich suchte Gott in den gewaltigen Dingen:
in dem Gewitter, das sich strahlend türmt,
im Wassersturz, der über Felsen stürmt,
Im Wogendonner und des Sturmes Singen.

Doch jedem Maß entrückt, schien Gott zu weichen,
jenseits von Wolkenburg und Felsenband,
bis plötzlich auf der schmalen Klippe Rand
mir eine Blume gab ein Zeichen.

Und wie mein Auge sie bewußt umschloß
und staunend sah, wie aus dem spröden Stein
in ihre Blüte Himmelsbläue floß,

sich mir ein neues, schönres Maß erschloß:
An Gott gemessen, blieb das Größte klein,
das Kleinste aber zeigt sich durch ihn groß.

Max Rieple

Wendet euch oft, wie Wir es so gern in schweren Stunden
von der Kirche empfohlenen Werken zurückzukehren."
in den Reihen der Katholischen Aktion und zu allen anderen,
Moral auf allen Gebieten des Lebens, zur tätigen Mitarbeit
rigem Sakramentenempfang, zur Hochhaltung der christlichen
tun, an die Mutter Gottes, die auch unsere Mutter ist. Aber
kommt zu ihr als treue Kinder, "die entschlossen sind, zu eif-
(Pius XII.)

zerreißt, bist du ein Mörder! Aber er flüsterte dagegen: "Ich bin kein Mörder! Ich habe Hunderte von Menschen gerettet. Mein Ruf ist untadelig. Man wird annehmen, daß noch eine zweite Bombe im Keller gelegen hat."

Sie heirateten schon bald. Das Wohnungsamt wies dem verdienstvollen Sprengmeister eine Wohnung in der Saarstraße zu, im Haus Nummer 22. Als Sesemann den Namen "Saarstraße" hörte, erschrak er ,aber er wußte ja, daß die Bombe im Haus Nummer 23 lag. Sie fuhren mit der Straßenbahn bis zum Hellweg, dann gingen sie die Saarstraße hinauf, und sie merkten bald, daß die ungeraden Zahlen bei 17 aufhörten. Und das Haus mit Nummer 22 war kein anderes als jenes, in dem die Bombe lag! Sesemann hatte sich damals in der Hausnummer getäuscht. Er sagte: "Laß uns zurückgehen. Dieses Haus betrete ich nicht?"

Sie sah ihn befremdet an. "Warum denn nicht?"

"Wegen der Bombe", sagte er. '"Wegen der Bombe? Aber die hast du doch entschärft."

"Ich habe sie — getötet, ja . . . Aber wenn noch eine unten liegt?"

Sie fing an zu lachen. "Es wird keine mehr dort liegen", sagte sie bestimmten Tones und drückte den Klingelknopf.

Der Hausbesitzer, der selbst öffnete, erkannte Sesemann sofort. Als er erfuhr, daß sie wegen der Wohnung gekommen seien, strahlte er: "Die beste Wohnung im Hause! Aussicht auf den Fluß. Ich wüßte nicht, wem ich sie lieber geben würde als dem Mann, der mein Haus gerettet hat." Er stieg mit ihnen in den zweiten Stock hinauf und zeigte ihnen die Wohnung, die hell und geräumig war. Hinter Wiesen und Feldern schimmerte der Fluß in der Sonne.

Ich hätte diese Straße ablehnen sollen, dachte er, und er sagte: "Ich verabscheue die Häuser, in denen ich Blindgänger entschärft habe, ja, ich fürchte sie." Die Frau sah ihn mitleidig an. "Eine Wohnung, die so schön ist wie diese, wird uns so schnell nicht wieder angeboten werden", sagte sie, trat näher zu ihm und sagte: "Wenn ich bei dir bin, bricht das Haus nicht zusammen! Du mußt Vertrauen haben."

Er war gefangen in seiner eigenen Schuld, es gab keinen Ausweg mehr, und deshalb willigte er schließlich ein.

Eine Woche später waren sie bereits eingezogen. Er wollte die Bombe vergessen, sie hatte zehn Jahre gelegen, sie würde auch noch zehn weitere Jahre schlafen. Er trug sich mit dem Gedanken, seine Stellung als Sprengmeister aufzugeben und eine andere Arbeit zu suchen. Wenn er nachts aufwachte, horchte er atemlos, und je länger er horchte, um so sicherer bildete er sich ein, daß ein Ticken aus dem Keller heraufdringe, das grauenhaft in den Ohren lärmte. Für wenige Minuten der Feigheit mußte er jetzt lange büßen. Inzwischen hatte er erfahren, wieviele Leute im Hause wohnten. In jeder Nacht beherbergte es neunzehn Personen, vier Familien mit zehn Erwachsenen und neun Kindern. Sie würden wahrscheinlich alle tot sein, wenn die Bombe platzte; erschlagen werden, ersticken. Er stand leise auf, öffnete die Tür und schlich nach unten. Im Keller richtete er den Lichtstrahl seiner Taschenlampe auf die Stelle, wo die Bombe lag. Die Erde war wieder dunkel und hart geworden, aber die Bombe war nicht tot, sie schlief nur. Er kniete nieder, legte den Kopf auf den Boden und horchte. Noch in der Dunkelheit hockend, fiel ihm ein, daß er an jenem Tag einer Fehlrechnung erlegen war, denn die Nummer dieses Hauses lautete 22, nicht 23. An der Prophezeihung der Wahrsagerin hatte demnach ein Drei gefehlt. Er war abergläubisch und grundlos feige gewesen. Was sollte er tun?

Als er nach oben kam, richtete



Vergiß die Hungernden nicht!

Lore sich auf und fragte: "Wo warst du?" Er ärgerte sich, daß sie wach geworden war, und sagte unwirsch: "Ich war unten. Kümmere dich nicht um mich. Schlaf wieder!"

Sie zuckte zusammen und versuchte, sein Gesicht zu erkennen, es schien sehr blaß zu sein. Sie horchte auf seine Atemzüge, wartete noch einige Minuten, dann sagte sie zögernd: "Ich muß dir etwas sagen . . . Wirst du dich darüber freuen? . . . Wir werden — ein Kind haben!"

Mehrere Sekunden war es bis auf das Tropfen des Wasserhahnes still im Zimmer, dann drehte er sich mit einem Ruck herum und beugte sich über sie. "Ist das wahr?" stammelte er. "Du wirst ein Kind bekommen?" Seine Augen waren weit offen, er blickte zum Fenster. "Ob ich mich freue? Ntürlich, sehr . . . Aber dann werden von jetzt an jede Nacht zwanzig Personen im Hause sein", flüsterte er. "Zehn Erwachsene, neun Kinder und eines, das noch verborgen ist." Er ließ sich zurückgleiten, lag still und starrte zur Decke hinauf. "Was hast du?" fragte sie. "Du bist so seltsam, so anders als vor unserer Heirat. Bist du nicht glücklich?"

"Das ist eine unnütze Frage. Natürlich bin ich glücklich mit dir."

"Ich kann es nicht glauben. Wann hast du zum letztenmal gelacht? Es ist schon so lange her, daß ich es nicht mehr weiß."

"Jedenfalls hat es mit uns beiden nichts zu tun, es hängt mit meinem Beruf zusammen."

"Ich rate dir, eine Arbeit zu suchen, die dich nicht so aufregt."

"Das kann man nicht von heute auf morgen. Schlaf jetzt!"

Manchmal, wenn er an das Kind dachte, gelang es ihm, die Bombe zu vergessen. Aber jeder Gang in den Keller erneuerte die Unruhe, die ihn fahl und müde machte. Im "Igel", wo er eines Abends einkehrte, wurde von einer Bombe gesprochen, die noch nach elf Jahren in die Luft geflogen sei. "Da schläft man vielleicht auf so 'nem Ding und weiß nichts davon", sagte einer, "bis man eines Tages zu Petrus hinaufgeschossen wird. Und was wird der sagen, wenn man nicht vorbereitet ist?"

Sesemann fuhr ihn zornig an: "Hör auf mit dem hystrischen Gerede!"

"Na, Mann, warum regst du dich auf?" rief jener ärgerlich. "Das steht doch in allen Zeitungen. Drei Tote hat's gegeben."

Nur drei, dachte er, als er nach Haus ging, aber neunzehn und ein ungeborenes Kind werden es bei uns sein.

In dieser Nacht stand er wieder auf und ging in den Keller. Er richtete den Strahl der Taschenlampe auf die Stelle, lenkte ihn aber sogleich zur Seite , als könnte das helle, gezielte Licht die Bombe entzünden, dann ging er zögernd näher und horchte. Plötzlich schrak er auf, denn von der Kellertreppe her näherten sich leise Schritte. Im Lichtkegel der Taschenlampe stand Lore!

"Ich hörte, daß du aufstandest", flüsterte sie, "da bin ich dir gefolgt. Es ist was mit der Bombe; ich habe es geahnt."

"Sie hat ein Gesicht wie zwei kalte Augen, sie glotzt mich an, und eines Tages wird sie uns alle töten", raunte er.

"Du hast sie damals — nicht entschädft?" — "Nein, ich hatte Angst." "Was wirst du tun? Du mußt es melden, daß die Bombe noch —" "Nein! Dann werde ich bestraft. Noch schlimmer ist die Schande. Und es ist meine Bombe, nur ich kann sie unschädlich machen."

"Ach, ihr Männer", sagte sie seufzend. "Zuerst seid ihr feige, und dann habt ihr auch noch eine Ehre."

"Ich will sofort anfangen, ich werde mein Werkzeug holen." Sie hielt ihn fest. "Du darfst es nicht heimlich machen, Sesemann, denn wenn die Bombe . . . Wir müssen die Leute wecken! Und dann werde ich bei dir bleiben, hier unten." Er wehrte sich noch dagegen, denn anstatt des Nimbus', der tapfere Mann der Stadt zu sein, würde ihm in Zukunft der zwielichtige Ruf der Feigheit anhaften, außerdem wollte er nicht, daß sich Lore in Lebensgefahr begab. Jedoch sie war stärker als er. So gingen sie nach oben und weckten Sophus Küster. Der war entsetzt und starrte Sesemann an, als habe er es mit einem gefährlichen Irren zu tun. "Ich schlafe immer noch über einer scharfen Bombe", jammerte er. "Das ist —"

"Es ist, wie es ist", unterbrach ihn Lore. "Wecken Sie sofort alle, damit sie in den Bunker gehen."

Die Leute kamen schnell aus ihren Wohnungen. Als sie Sesemann erblickten, fielen sie mit Vorwürfen über ihn her, er verteidigte sich nicht.

"Habt ihr jemals eine Bombe entschärfen müssen?" rief Lore. "Ihr seid keine Sprengmeister, aber denkt mal nach, ob ihr nicht auch schon mal feige gewesen seid. Wahrscheinlich ging es da nicht um euer Leben."

Die Leute murrten noch, aber Küster trieb sie in den Bunker. Das Haus lag wieder still da. Sesemann grub sehr vorsichtig. Die Bombe sah so aus, wie sie damals ausgesehen hatte, rostig, massig-rund, bedrohlich reglos. Lore lehnte an der Wand, sie hatte die Hände über dem Leib gefaltet. Ihre Augen glänzten, dann löste sie die Hände und legte sie auf seine Schulter. Er drückte sie einen Augenblick an sein Gesicht, dann setzte er die Zange an. Sie faltete wieder die Hände.

Die Leute im Bunker sprachen über Sesemann. Die einen wollten ihn anzeigen, die anderen verteidigten ihn. "Und seine Frau ist bei ihm", sagte jemand. Der Hausbesitzer murmelte plötzlich: "Mit meinem Haus soll keiner umkommen!" Er lief über die Straße an das Kellerfenster und rief: "Sesemann, hören Sie sofort auf! Kommen Sie nach oben! Ich will nicht, daß Sie . . ." Doch Sesemann rief zurück: "Ist alles in Ordnung! Sie können kommen!"

Als sie alle, ängstlich noch, aber neugierig, im Keller standen, bot sich ihnen dieses Bild: Sesemann und Lore saßen auf der Bombe. Lore weinte vor Glück, und Sesemann, der den Zünder in der Hand hielt, sagte: "Die Bombe ist tot!" –

Zum 1. November:

Mariä Himmelfahrt

Als sie nun kam von Demutsglanz umflossen
In ihres Wesens Herrlichkeit,
Da waren selbst die Engel tief betroffen
Von ihres Leibes Unverweslichkeit.
Ihr Stoffliches war in den Seraph eingegangen
Und leuchtete wie tausend Sonnen,
Ihr Herz ward weit wie Meer und Land
Und ihre Hände wurden Gnadenbrunnen!
Die Cherubime führten sie zum langersehnten Sohne
Und sie empfing des ewigen Lichtes Krone.
So lauscht dem Hochgesang von ihrer Seligkeit
Jahrtausend um Jahrtausend bis in Ewigkeit.

Emma Schupp

Was sagt die Bibel ueber das Fegfeuer?

Das Wort "Fegfeuer" kennt nur die deutsche Sprache, in der Kirchensprache heißt es: Reinigungsort. Das wäre der beste Name. Was sagt die Bibel?

1. Im Neuen Testament steht der Satz: "Nichts Unreines kann in das Himmelreich eingehen" (Offb. 21, 27). Ebenso sicher steht fest, daß nicht jede kleine Sünde den Menschen in die Hölle verdammt. Wo aber sollen die alltäglichen kleinen Sünden des Menschen getilgt werden, bis der Mensch so rein ist, daß er in den Himmel eingehen darf? Das nennen wir Reinigungsort oder "Fegfeuer".

2. In der Bergpredigt spricht Christus gegenüber dem Unversöhnlichen: "Wahrlich, ich sage dir: Du wirst von da nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast."

Das Gleichnis will sicherlich unter dem Richter den himmlischen Vater selbst verstehen, bei dem die letzte Schuld abgebüßt werden muß. Aus der Hölle gibt es kein Herauskommen. Das gibt es nur bei diesem Reinigungsort, den wir Fegfeuer heißen.

3. Christus sagt (Mt. 12, 32): "Wer ein Wort redet wider den Menschensohn, dem wird vergeben werden; wer aber wider den Heiligen Geist redet, dem wird weder in dieser noch in der zukünftigen Welt vergeben werden." Christus meint hier die Sünde der Verstocktheit, wo keine Reue mehr vorhanden ist. Ohne Reue keine Vergebung!

Dieses Christuswort sagt, daß Gott dem Menschen in dieser Erdenzeit, aber auch nach dem Tode noch Sünden vergeben wird. Doch die Sünde der reuelosen Verstocktheit wird weder in dieser Welt noch in der jenseitigen vergeben werden. Dieses Christuswort ist sowohl ein Beweis für die ewige Höllenstrafe wie auch für die zeitlich begrenzte Fegfeuerstrafe, die in der jenseitigen Welt eine Vergebung findet. Eine andere Erklärung für dieses Christuswort gibt es nicht. Soll diese Stelle einen Sinn haben, dann nur, wenn es außer Himmel und Hölle irgendeinen Reinigungsort gibt.

4. Vielleicht darf man eine Paulusstelle anführen, wenn man sich fragt: Woher kommt unser deutscher Name "Fegfeuer" überhaupt? 1. Kor. 3,12 f. heißt es: "Ob jemand auf diesem Grunde (= auf Christus) Gold, Silber, Edelsteine oder Holz, Heu, Stoppeln aufbaut, das wird sich bei dem Werke eines jeden herausstellen. Der Tag des Herrn wird es kundmachen, weil er sich im Feuer offenbaren wird. Wie das Werk eines jeden ist, wird das Feuer erproben. Besteht das Werk, das er gebaut hat, so wird er Lohn empfangen. Verbrennt sein Werk, so wird er Schaden leiden. Zwar wird er selbst selig werden, jedoch so, wie durch Feuer."

Was will das heißen? Wie mit Feuer erprobt Gott das Lebenswerk eines jeden Menschen. Soweit er mit Gold und Silber gebaut hat, wird sein Lebenswerk nicht vom Feuer zerstört. Soweit er bloß mit Holz, Heu, Stoppeln gebaut hat, wird es verbrennen durch das Feuer. Aber er hat noch gut, daß heißt mit Gottes Gnade gebaut, auch wenn gar manche Sünde dabei war. Wie durch Feuer wird Gott das Sündhafte seines Bauwerkes vernichten, er selbst aber wird gerettet werden im jenseitigen Leben.

Die Stelle hat nur einen Sinn bei einem jenseitigen Reinigungsort. Lesen wir die obige Stelle noch einmal genau, dann finden wir, daß dreimal vom Feuer die Rede ist. Und ich bin überzeugt, daß der allerletzte Satz: "Zwar wird er selig werden, jedoch wie durch Feuer" der Anlaß war für das deutsche Wort: "Fegfeuer".

5. Ein Kronzeugnis aus dem Alten Testament ist im 2. Makkabäerbuch, 12. Kap. zu finden. Nach der Schlacht "wandten sie sich zum Gebet und flehten, daß die begangene Sünde (der Gefallenen) gänzlich vergeben würde . . . Dann sammelte Judas unter der Mannschaft und brachte gegen 2000 Drachmen Silber zusammen. Diese sandte er nach Jerusalem, damit ein Opfer für die Sünde dargebracht würde. Und er handelte sehr schön und edel, indem er auf die Auferstehung Bedacht nahm. Denn hätte er nicht angenommen, daß die Gefallenen auferstehen würden, so wäre es überflüssig und töricht gewesen, für Gestorbene zu beten . .. Ein heiliger und frommer Gedanke! Deshalb brachte er ein Sühneopfer für die Gestorbenen dar, damit sie von der Sünde erlöst würden."

Ist das nicht das, was die katholische Kirche über das Fegfeuer, oder besser gesagt, über den Reinigungsort lehrt?

Die katholische Kirche steht also ganz treu auf biblischem Boden in ihrer Lehre über den Reinigungsort der Verstorbenen.

Selbstgebastelte Gebote

Seitdem es Menschen gibt auf unserer Erde, gibt es ein Gewissen, eine innere Stimme, die ihnen sagt, was gut und was böse ist. Seitdem es Menschen gibt auf unserer Erde leben sie in der Versuchung, diese Stimme zu verleugnen oder zu verfälschen. Um selbst zu bestimmen, was gut und was böse sein soll.

Die Versuchung ist geblieben, an die Stelle der Zeichen Gottes eigene Zeichen zu setzen, an die Stelle des Willens Gottes die eigenen Wünsche zu setzen, seine Gebote durch eigene zu ersetzen. So verkündete Parteisekretär Walter Ulbricht auf dem 5. Parteitag der kommunistischen SED die "Zehn Gebote der sozialistischen Moral":

1. Du sollst dich stets für die internationale Solidarität der Arbeiterklasse und aller Werktätigen sowie für die unverbrüchliche Verbundenheit aller sozialistischen Länder einsetzen.

2. Du sollst dein Vaterland lieben und stets bereit sein, deine ganze Kraft und Fähigkeit für die Verteidigung der Arbeiter- und Bauernmacht einsetzen.

3. Du sollst helfen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu beseitigen.

4. Du sollst gute Taten für den Sozialismus vollbringen, denn der Sozialismus führt zu einem besseren Leben für alle Werktätigen.

5. Du sollst beim Aufbau des Sozialismus im Geiste der gegenseitigen Hilfe und der kameradschaftlichen Zusammenarbeit handeln, das Kollektiv achten und seine Kritik beherzigen.

6. Du sollst das Volkseigentum schützen und mehren.

7. Du sollst stets nach Verbesserung deiner Leistungen streben, sparsam sein und die sozialistische Arbeitsdisziplin festigen.

8. Du sollst deine Kinder im Geiste des Friedens und des Sozialismus zu allseitig gebildeten, charakterfesten und körperlich gestählten Menschen erziehen.

9. Du sollst sauber und anständig leben und deine Familie achten.

10. Du sollst Solidarität mit den um ihre nationale Befreiung kämpfenden und den ihre nationale Unabhängigkeit verteidigenden Völkern üben.

*

Nun ist es sehr einfach zu behaupten, daß die Kommunisten durch und durch materialistisch und gottlos eingestellt sind und daß wir — im Ge-

gensatz dazu — Gottes Gebote achten und halten. Die Wirklichkeit ist anders. Im Alltag unterscheiden sich viele Christen in ihrer Handlungsweise nicht von den Gottlosen. In England wies vor einiger Zeit ein Geistlicher darauf hin, daß die meisten Menschen sich heute nur noch selten nach den Zehn Gebote Gottes richten. Wenn man nach den Wünschen und Handlungen der Menschen zehn Gebote des täglichen Lebens aufstellen würde, müßten sie seiner Meinung nach folgendermaßen aussehen:

1. Der Mensch ist das Höchste. Bemühe dich nicht um Höheres neben ihm.

2. Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen außer dem über TV (Fernsehen).

3. Du sollst den Namen des Monopols nicht mißbrauchen, denn das Monopol wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

4. Gedenke der Feiertage, daß du sie heiligst. Sechs Tage sollst du feiern, und am siebten sollst du deinen Steckenpferden nachgehen.

5. Du sollst Vater und Muter ehren, so lange sie dir keine Last sind. Wenn sie dir aber zur Last werden, schaff sie beiseite.

6. Du sollst nicht so unentschlossen sein über das Töten wie das Unterhaus. (Das bezieht sich auf die Unterhausdebatte über die Todesstrafe.)

7. Du sollst dich nicht beim Ehebruch erwischen lassen.

8. Du sollst dich nicht beim Stehlen erwischen lassen.

9. Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen wider deinen Nächsten in seiner Gegenwart.

10. Laß dich nicht gelüsten nach deines Nächsten Haus: Benutze Zwangsmaßnahmen, daß er es verkaufen muß. Laß dich nicht gelüsten nach deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch all dessen, was dein Nächster hat, es sei denn, du sähest eine Gesetzeslücke, durch die du sie erwerben kannst.

*

Natürlich kann man heute bei uns die Hälfte aller Sünden der Welt gesetzesmäßig begehen, wie der englische Kriminalschriftsteller Edgar Wallace einmal schrieb. Und er fuhr fort: "Und ich sage Ihnen: Es ist die schlimmere Hälfte." Aber eines ist sicher, die Mißachtung des Gewissens und der Gebote Gottes, die er als Zeichen aufgerichtet hat, wird uns nie froh werden lassen. Denn Gottes Zeichen sind aufgerichtet, um uns Freude und Glück zu bewahren. –

Spaeter Dank

Von Alfons Bungert

In eine Obsthandlung trat ein junger Mann. Er schaute einige Zeit auf die Auslagen, dann auf die Käuferinnen und zuletzt auf die Frau, die bediente; er tat es verstohlen und forschend. Als sich die Frau ihm zuwandte und nach seinen Wünschen fragte, winkte er ihr zu, erst die anderen zu bedienen. Schließlich war er allein im Laden geblieben, und die Frau fragte nun lächelnd nach seinem Begehr. Der Mann sah noch einmal überlegend auf das viele Obst und verlangte nach einigem Zögern ein Pfund Birnen. Ebenso zögernd zahlte er, als sei das Kaufen gar nicht seine eigentliche Absicht gewesen. Die Frau schaute ihm zu, wie er die Tüte in die Tasche steckte und fragte, als der andere so bedächtig tat, ob er noch Wünsche habe. Da sei auch besonders feines Obst, sehr preiswert.

Der Mann aber sagte etwas verlegen, er habe eine Frage. "Haben Sie diese Handlung schon im Jahre 1944 gehabt?" Die Frau sah verwundert auf.

"44? Allerdings. Doch damals sah es anders aus hier."

"Freilich", fiel ihr der Käufer ins Wort. "statt der Fenster waren Bretter hier, statt des Obstes lag nur ein wenig Gemüse da."

"Sie wissen das? Waren Sie denn damals hier?"

"Ja, deswegen bin ich heute gekommen. Seit Jahren habe ich mir vorgnommen, Sie einmal aufzusuchen, sobald sich die Gelegenheit ergäbe. Sie kennen mich gewiß nicht mehr. Auch war ich nicht sicher, ob Sie es tatsächlich sind; deshalb fragte ich. Wissen Sie, 1944 mußte ich nach einem Luftangriff hier aussteigen. Ich war unterwegs zu meiner Mutter. Aber der Zug fuhr von hier nicht mehr weiter, weil die Strecke bombardiert worden war. Ich kam auf dem Weg zur Stadt gerade an Ihren Laden, als von neuem Alarm gegeben wurde. Was sollte ich tun mit meinen schweren Koffer? Da kam ich zu Ihnen herein und fragte, ob ich bei Ihnen meinen Koffer abstellen dürfe. Gepäckaufbewahrung gab es nicht mehr, der Bahnhof war ein Trümmerhaufen. Sie sagten sofort ja, und ich war sehr erleichtert; ich wollte ganz schnell zur Stadt hinaus, es schien mir hier zu gefährlich."

Er machte eine Pause, als wisse er nicht recht weiterzufahren oder als habe ihn die Erinnerung wieder von neuem gepackt.

Die Frau überbrückte die Pause. "Das war damals selbstverständlich. Einer half dem andern, mußte helfen. Wir waren doch froh, nur das nackte Leben zu retten. Alle waren wir in derselben Not; deshalb kümmerte sich einer um den andern."

"Ja, Sie kannten mich nicht, ich kannte Sie ebensowenig, und trotzdem behielten Sie meinen Koffer, bis ich abends wieder kam und die Gefahr vorüber zu sein schien. Im Wald habe ich den Abend abgewartet, dann holte ich bei Ihnen meinen Koffer und fuhr weiter. Zu danken habe ich damals vergessen. Doch es ließ mir keine Ruhe. Nun bin ich heute gekommen, um Ihnen zu danken. Als ich meinen Koffer abholte und sehr hungrig war, gaben Sie mir etwas zu essen, obwohl Sie selbst sehr wenig hatten. Dafür danke ich Ihnen heute."

Die Frau schüttelte ganz nachdrücklich den Kopf. "Das war selbstverständlich und bedarf keiner Worte mehr."

"Trotzdem. So selbstverständlich ist das nicht; heute gewiß nicht mehr. Mich hat es gefreut, so oft ich daran denke. So wie Ihnen hätte ich noch vielen zu danken. Es waren unbekannte Helfer. Für Augenblicke nur standen Sie in meinem Leben; sie gingen vorüber und taten mir Gutes."

Beide standen, Vergangenem nachsinnend, einige Minuten schweigend da. Langsam griff die Frau nach einer Tüte und füllte sie lächelnd mit Obst. "Für unterwegs", meinte sie. –

Du mußt die Überzeugung haben, daß nicht der vollkommen ist, welcher gut anfängt, sondern jener, welcher gut vollendet, ist bei Gott bewährt.

Hl. Basilius der Große

Die Hoffnung ist die göttliche Tugend, die unser kleines menschliches Selbstbewußtsein an Gott bindet, die die Heiligen so stark und unüberwindlich gemacht hat. Die Hoffnung weitet unser Leben, daß es sich in Gott weiß, teilnehmend an der Fülle und Stärke göttlichen Selbstbewußtseins.

Julius Tyciak

Einer zuviel an Bord

Von H. A. Richter

Die "Ohm Ströver" sank. Kapitän Peters befahl die Mannschaft in die Rettungsboote und überwachte dieses letzte Manöver seiner Besatzung, als handelte es sich um eine friedliche Übung und sonst nichts. Alles vollzog sich in Ruhe und Ordnung. Als alle dreiundzwanzig Mann untergekommen waren, forderte der Steuermann, wie es sich gehört, den Kapitän auf, mit ihnen zu kommen. Der Alte winkte kurz ab. Vorläufig bliebe er noch, erklärte er, er wünsche ihnen gute Fahrt, und wenn der Reeder nicht binnen acht Tagen von ihm Nachricht hätte, dann sollten sie seiner Frau und seinen Kindern den letzten Gruß bestellen. Schwerfällig machte er kehrt und arbeitete sich in Richtung auf die Luke zu seinem Logis zurück. Er wollte seine Leute nicht abfahren sehen.

Drunten tat er die Schiffspapiere in den wasserdichten Beutel, fügte ein wenig Mundvorrat hinzu und band sich den Sack um. Dann kroch er in den Schwimmgürtel, der stets griffbereit gehangen hatte. In diesen Dingen war unter Kapitän Peters immer alles nach Vorschrift gewesen: vierundzwanzig Mann, vierundzwanzig Rettungsringe. Während der Alte noch an sich bastelte, fühlte er wie das Schiff erzitterte, als wäre es ein von Todesgrauen geschütteltes Lebewesen. Die Fäuste um den Rettungsring an seinem Leibe gekrallt, stieg der Kapitän nach oben. Da tat sich eine Luke auf, und ein Gesicht, das er noch nie gesehen hatte, starrte ihm angstverzerrt entgegen. Der Kapitän wischte sich das Gespenst mit der Faust von den Angen fort, aber wie er die Hand wegtat, war das grünbleiche Knabengesicht mit den aufgerissenen Augen sofort wieder da. Und sie lagen wie gebannt auf dem Rettungsring des Kapitäns. Ah, ein blinder Passagiere! In welchem Hafen mochte er an Bord geschlichen sein? Und welcher Bursche hatte ihn durchgefüttert? Da soll doch gleich —! Vom Orkan umtost, schwankte der Kapitän auf den Unseligen zu. Wut rötete ihm die Augen. Aber wie er dicht vor dem jungen Menschen stand, der keinen Tropfen Blut mehr in den Lippen hatte und im Winde schlotterte, wuchs Erbarmen in dem Kapitän empor. Wieder krachte das Schiff in allen Planken. Zu langen Gesprächen war keine Zeit mehr. Und so machten es die beiden im Telegrammstil miteinander ab.

"Eltern —?" brüllte der Kapitän.

"Nur Mutter!" heulte die Antwort.

"Da!" schrie der Kapitän, wand sich aus seinem Rettungsring und stülpte ihn dem Jungen über. Der sprang über Bord und schwamm auf den ins Meer gefegten Besanmast zu, der einsam abseits trieb, erreichte ihn und klammerte sich daran fest. Der Kapitän beobachtete ihn und entdeckte plötzlich am Horizont die Segel einer Brigg. Sie kam näher. War also doch noch Hoffnung? da rollte eine haushohe See heran, schwabbte über Deck und schmetterte den Kapitän gegen den Stumpf den Besanmastes. Der Mann schlug so hart mit dem Kopf auf, daß ihm die Sinne vergingen.

Er erwachte in einem Spitalbett, blickte wirr um sich, fand sich nur langsam zurecht und begriff erst ganz, wo er war, als ihn aus dem Nebenbett kein anderer als der blinde Passagier von der "Ohm Ströver" anrief. Der Junge war unverletzt, ihm ging es gut. Um so gewaltiger brummte dem Kapitän der verletzte Kopf. Ihm war noch immer Bettruhe verordnet, als der Junge schon längst entlassen war.

Soweit die Ärzte es zuließen, trat des Kapitäns Reeder als Besucher heran und ließ sich Einzelheiten über den Untergang seines Schiffes berichten. Peters erzählte in seiner abgehackten Sprechweise und meinte zum Schluß troken, es wäre vielleicht nicht eben dumm, wenn künftig ein Rettungsring mehr mitgenommen werde, denn wenn mal wieder ein Mann zu viel an Bord wäre, und dem müßte doch anstandshalber der Kapitän seinen eigenen Rettungsring anbieten —.

Der Reeder unterbrach ihn und erwiderte ebenso trocken, hier habe er ihm erst einmal eine goldene Uhr mitgebracht als Ersatz für den überzähligen Rettungsring, den er ihm nicht mit an Bord gegeben habe. Und was der Kapitän vorschlage, das sei notiert: Von nun an gebe die Reedrei jedem Schiff gleich ein Dutzend Rettungsringe mehr mit. Und was den blinden Passagier beträfe, so sei der Junge richtig bei seiner Mutter einpassiert und trete am nächsten Ersten im Büro der Reederei als Stift an.

"No", sprach da Kapitän Peters befriedigt, "wenn das alles so ist, wie Sie sagen, da will ich denn auch die Uhr annehmen, aber warum ich sie kriege, wo ich doch Ihr schönes Schiff habe absaufen lassen, das begreife ich ja nun wirklich nicht."

"Ziehen Sie sie mal auf", lächelte der Reeder, "ich glaube, sie wird richtig geben."

Kapitän Peters gehorchte, aber er blickte seinen Reeder dabei so betreten an, daß er sich abseits schneuzen mußte, um seine Rührung über diesen biederen Kerl zu verbergen, der sich nicht einmal darüber klar war, daß er sich selber für einen anderen bedenkenlos hatte opfern wollen. —



Es naht der Winter

Kleiner Autounfall

Erlitten von Thaddäus Troll

Es war gegen Abend. Ein feiner Sprühregen machte die Straße schlüpfrig, Föhn verminderte die Zurechnungsfähigkeit. Der Verkehr war so flüssig wie alter Honig.

An der Kreuzung hob der Polizist den Arm. Wir bremsten uns sanft in die Kolonne ein. Im Rückspiegel erschien ein Paar beleuchteter Augen. Es sah bedrohlich aus. Plötzlich tat es einen Bums.

"Was machst du denn?" fragte Barbara. In ihrem Gesicht mischten sich Ärger und Schrecken. Sie glich einer Maus, die eine Einladung zum Jahresessen des Hauskatzenvereins bekommen hat.

Ich stieg aus und sah mir die Bescherung an. Die bedrohlichen Augen hatten ernst gemacht. Sie gehörten einem Lastwagen, dessen Fahrer statt auf die Bremse unserem guten Auto zu nahe getreten war. Das Hinterteil unseres braven Munki sah ziemlich entstellt aus, als mache es Reklame für eine Wellblechfirma. Die kleine Wohnung für das Bremslicht war abrasiert. Das Nationalitätszeichen lag darnieder wie nach einem verlorenen Krieg. Munki sah recht traurig aus und ließ den zerknitterten linken Kotflügel hängen. Aber der Auspuff musizierte noch.

Auf dem Lastwagen stand "Mit Bier geht's besser!" Eine doppelte Portion Mensch mit einem Gesichtsausdruck wie Blücher, bevor er über den Rhein zog, kletterte aus dem Führerhaus. "Warum haben Sie bloß so schnell gehalten?" fragte er vorwurfsvoll. "Damit ich mit meinem Vordermann nicht das mache, was Sie mit mir gemacht haben", erklärte ich.

Autounfälle haben magische Anziehungskraft auf Fußgänger. Sie wirken anregend wie ein Catcher-Turnier. Um uns bildete sich eine Ansammlung, die mich an schwärmende Bienen erinnerte.

Die doppelte Portion wurde unruhig. "Machen wir es ohne Polizei?" schlug ich vor. "Wer war schuld?" fragte ich. "Eindeutig ich", bekannte er. "Gut, fahren wir um die Ecke!"

Das war gar nicht so einfach, weil sich das Biervehikel in unsere Stoßstange verbissen. Halb schob er mich, halb zog ich ihn, halb sank er hin. "Mit Bier geht's beser!" sagte ich zu Barbara. "Hast du dir den Kopf angeschlagen?" fragte sie besorgt. "Bitte alles aufnotieren!" bat ich sie.

Als wir in der Nebenstraße die Fahrzeuge auseinandergehakelt hatten, rekonstruierte ich mit dem Bierfahrer, dessen Gemütlichkeit mit seinem Lebensgewicht Schritt gehalten hatte, den Unfall. Wir waren uns ziemlich einig. Aber der Schwarm Menschen war uns gefolgt und nahm eine bedrohliche Haltung ein.

Eine Dame, die wie die Vorsteherin eines Armenhauses aussah und einen Mund hatte, der dem Schlitz in einer Sparbüchse glich, war besonders rabiat. Sie sagte, der Alkohol sei an allem schuld, und der Bierwagen sei eine Provokation, für die Volksgesundheit. Mit ihrem Regenschirm wollte sie die Feindseligkeiten eröffnen. Sie hob ihn drohend gegen die doppelte Portion.

Der Bierfahrer fragte, ob er nicht mit uns nach Hause fahren dürfe, um die Sache zu klären. Ich war gern einverstanden. Der Menschenschwarm war enttäuscht und rief uns allerlei Verwünschungen nach.

Zu Hause stellten wir Munko so auf, daß schadenfrohe Nachbarn nicht allzuviel Freude an seinen Beulen zeigen konnten. Dann suchten wir einen strapazierfähigen Stuhl für unseren Gast. Wir machten ein kleines Protokoll, unterschrieben alle drei und beglückwünschten uns, daß verhältnismäßig friedfertige Leute zusammengebumst waren. Zum Abschied versuchte der Bierfahrer der ganzen Familie den Arm aus den Gelenken zu schütteln.

Inzwischen hatte die Theaterpremiere schon angefangen, an der wir an diesem Abend die Feder wetzen sollten. Statt dessen brachten wir Munki zur Reparatur. Barbara weigerte sich, ihn zu fahren, wenn ich nicht an der Rückseite ein Plakat "Das war ich nicht!" anbringe. Schließlich einigten wir uns und fuhren gemeinsam. Wir schlichen zögernd durch Seitenstraßen, daß unser Nachfolger die Sicht auf die schandbare Rückseite verdeckte.

Am anderen Tag nahmen wir einen Mietwagen. Sein Tacho zeigte 5000 Kilometer. "Wenn das stimmt, bin ich fünf Jahre alt sagte Barbara.

"Du übertreibst!" korrigierte ich sie. "Höchstens zwei Monate."

Der Mietwagen schien im Dienst des Rundfunks gealtert zu sein. Er zeigte sich als Meister jedes Geräusches. Das dröhnte und rasselte, klopfte und klapperte, schabte und schepperte, knarrte und knirschte, kratzte und kollerte, schnaubte und schnarchte, quitschte und quiekte, als sei man bei den Donaueschinger Musikanten.

Barbara machte Einkäufe und lud den Mietwagen voll. Am nächsten Tag bewies er, daß er nicht nur Sensationen für das Ohr zu bieten habe. Er machte sich auch für die Nase bemerkbar. Aber während die Geräusche vielstimmig wie ein Orchester waren, hatte der Geruch nur eine Nuance, die sich jedoch bei jeder Fahrt steigerte. Aus dem Mief wurde Muff, aus dem Muff Brodem. Wir nannten den ruchbaren Wagen "Stinki" und hatten das Gefühl, daß jeder Polizeihund, der in seinen Dunstkreis kam, einem Schlaganfall zum Opfer fallen müsse.

Nach vier Tagen stand unser Munki wie ein Phönix aus der Asche in azurblauem Glanz wieder vor uns. "Stinki" wurde von seinen neuen Mietern abgeholt. Es war ein Herr aus den Reihen derer, die uns befreit haben, mit einer jener Damen, die ziemlich devisenbringend aussehen. Der Herr war sehr freundlich — und die Dame sehr herablassend. "Wenn die sich die Zähne putzen würde, dann täte sie es nur mit Sekt", vermutete Barbara.

Die Dame setzte sich in den Wagen und machte dabei ein Gesicht, als sei ihr Kinderwagen ein Rolls Royce gewesen. Der Herr schnupperte, sah unter den Rücksitz und zog ein deformiertes Stück Stanniol, das vor der Heizung gelegen hatte.

"Herrjeh, mein Käse!" rief Barbara. "Vor vier Tagen habe ich ihn gekauft! Ich dachte, ich hätte ihn im Laden liegen lassen!"

Der Herr überreichte ihn mit spitzen Fingern, als sei es ein Veilchenstrauß. –

Bedauernswerte Menschen, denen das Erkannte gewöhnlich und zum Ekel wird, die stets am Neuen ihr Ergötzen finden, die lieber lernen als wissen; und doch ist die Erkenntnis der Zweck des Lernens. Sie schätzen es nicht sonderlich, wenn etwas leicht getan wird; der Kampf ist ihnen lieber als der Sieg; und doch ist der Sieg das Ziel des Kampfes.

Heiliger Augustinus

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

8. Fortsetzung

Da hebt der Staufer sein Haupt. Sein Blick begegnet dem des Priesters, der ihn nun nimmer losläßt. Und wie zermalmender Donner hallt Bernhards Wort:

"König Konrad! Sie schlagen mich wieder ans Kreuz in dem Land, das mein Blut getrunken hat! Und du bleibst müßig?"

Da springt der König auf, reißt funkelnden Auges sein Schwert aus der Scheide, daß es aufblitzt in tausendfachem Schein, und ruft:

"Genug, Abt Bernhard! Hier ist mein Schwert! Von nun an steht es in Gottes Dienst!"

Bernhard von Clairvaux aber hebt die heilige Fahne, die auf dem Opfertisch liegt, reckt sie empor und drückt sie dem König in die Faust. Auf seinem Mantel heftet er das Kreuz der Christusträger.

Da bricht unendlicher Jubel auf. Die Ritter schlagen an ihre Schilde, reißen die Schwerter empor, und Heilruf dröhnt auf, daß die Gewölbe erzittern. Still aber wird es auf den Wink des Priesters, der nun die heilige Handlung vollendet.

Am Schluß der Messe geht ein Gewoge durch das mächtige Gotteshaus. Tausende und Abertausende drängen zum Domchor hin, alle mit dem gleichen Ruf:

"Gib uns Kreuze, Abt Bernhard, gib uns Kreuze!" Jeder der Anstürmenden erhält das heilige Zeichen. Als aber deren bereitgehaltene Zahl am Ende ist und sich immer noch Hände fordernd ihm entgegenstrecken, reißt Abt Bernhard seinen Mantel von der Schulter, zerschneidet ihn in Kreuze und gibt auch den Letzten die kostbare Zier.

Unter denen, die das Kreuz nehmen, sind auch Hildegards Brüder Roderich und Trautwin. Dem Ritter Roderich bringt diese Stunde die Erfüllung eines Wunsches, der sein Herz nicht mehr losließ seit jener Nacht, da er in der Burgkapelle von Bröckelheim die Tabernakelwache hielt.

Am folgenden Tag, dem Fest der Unschuldigen Kinder, kniet die Meisterin vom Disibodenberg in der Kapelle der Nonnen. Fröhlicher Lärm schallt gedämpft zu ihr herüber. Drüben im Benediktinerkloster feiern die Scholaren ihr großes Fest. Einer der Buben hat am Tag der Unschuldigen Kinder Amt und Würde des Klosterabtes übernommen und regiert zur großen Freude der kleinen Kuttenträger. In Hildegards Seele aber ist keine Freude Keinen Frieden haben ihr in diesem Jahr die Glocken der heiligen Nacht beschert. Leer und ohne Trost, wie ausgebrannt ist ihr Herz.

Die Gedanken der Einsamen gehen die Jahre zurück, die seit jenem Tag vergangen sind, da sie das heilige Buch ihrer Visionen begann. Wie glücklich hatte sie dieser Tag gemacht! Aber wie viel Leid war ihm gefolgt! Erzbischof Heinrich von Mainz hatte ihre Gesichte geprüft und sich voll Anerkennung darüber geäußert, wenn er auch eine letzte Entscheidung darüber zu treffen sich scheute. Aber gerade in Mainz hatte Hildegards Buch bei einigen Prälaten heftige Ablehnung gefunden, wie ihr Bruder Hugo, der in der Kathedrale das Amt des Kantors verwaltete, mitgeteilt hatte. Man fürchtete sich in einigen Kreisen gar nicht, selbst von Teufelsblendwerk und Eraueneitelkeit zu sprechen. Schmach und Ruhm krönnten ihr Haupt, aber es war der Meisterin, als stächen sie beide mit den gleichen Dornen.

Was aber war das alles gegen die innere Angst und Not, die gerade in der letzten Zeit ihr Herz so jammervoll niederdrückten! Zweifel waren ihr gekommen. Zweifel, ob Gott denn wirklich durch sie, eine arme, gebrechliche Ordensfrau, sprechen wollte. Wenn Er eine Botschaft für die Welt hatte, warum verkündete Er sie nicht durch Seinen Stellvertreter in Rom, warum nicht durch einen großen Bischof oder Geisteslehrer? Warum sollte Er dazu eine unbekannte und ungelehrte Ordensfrau auf dem armseligen Hügel im Nahetal auserwählen? Oft, wenn sie verzweifelnd darüber nachsann, war es ihr, als hörte sie das Hohnlachen der ganzen Hölle. War nicht doch alles nur Selbsttrug und eitle Anmaßung?

"O Herr, Du weißt, wie ich Dich bat, vorüberzugehen!" stöhnte die Klosterfrau und rang die Hände, bis sie schmerzten. Nein, kein Trost war gekommen auf so viele, viele Gebete. Im Advent gar hatte sie plötzlich der lichte Gottesschein, der ihr sonst immer in der Seele stand, gänzlich verlassen. Kein Gesicht hate sie mehr geschaut seither. Oft hatte sie Hiltrud oder Richardis zum Schreiben gebeten, aber wenn sie diktieren wollte, war sie ohne Kraft. Jedesmal entließ sie dann die Nonnen, ohne daß ein einziges Wort zu Papier gebracht worden wäre.

Warum nur hatte der Herr sie erwählt, wenn sie das Werk zu vollenden nicht vermochte! Und wieder waren die bohrenden Zweifel da, diese höhnischen, grinsenden, zermarternden Zweifel, ob denn die Berufung wirklich von Gott käme oder ob sie nicht doch törichter Selbstbetrug sei. Ach, wer sie von dem allen hätte erlösen können!

"Frieden! Frieden!" stöhnte die Meisterin immer wieden. "Herr, gib mir Frieden!"

Eine andere Sorge noch lag auf ihrer Seele. Der Konvent der Nonnen hatte sich abermals in den letzten Jahren vergrößert. Wieder wurden die Räume zu eng. Man hätte bauen müssen, aber auf dem Disibodenberg, dessen ganze Fläche fast von den Mönchen für den Klosterneubau in Anspruch genommen worden war, gab es keine Entfaltungsmöglichkeit mehr. Und doch klopften immer aufs neue Kinder, Jungfrauen und Witwen an, die im Kloster auf dem Disibodenberg eine Heimat suchten, Wie viele hatte Hildegard schon abweisen müssen, weil der Platz einfach nicht für sie alle reichte!

Aber was sollte sie denn tun? Konnte sie denn den Disibodenberg verlassen, um anderswo eine Stätte für einen Klosterbau zu suchen? War das denn möglich, von diesem heiligen Ort zu scheiden, der ihr eine so glückliche Jugend geschenkt hatte, von der lieben Zelle, die ihr in all den Jahren so viel Frieden geschenkt,von dem Garten, wo jeder Baum und jede Pflanze ihr lieb und vertraut geworden war, vom Grab der Meisterin Jutta, das ihnen allen eine geweihte Heimstatt bedeutete?

All diese Gedanken quälten die Magistra, während sie auf den Knien liegt und inbrünstig zu den goldenen Tabernakeltüren hinüberschaut, hinter denen in der neuen Abtskirche Gott selbst sein Gezelt aufgeschlagen hat.

"Herr, zeig mir, was ich tun soll!" fleht sie immer wieder verzweifelnd.

"Sci vias — Wisse die Wege", so hat sie das Buch ihrer Visionen genannt. Ein Licht auf den Weg sollte es den Menschen sein in schwerer Zeit. Sie selber aber hat nie so verzweifelt nach einem Weg gesucht wie gerade jetzt.

"Zeig mir Deinen Willen!" betete die Meisterin aber mals in aller Herzensnot. Da aber ist es ihr mit einemmal, als stände vor ihren Augen ein seltsames Bild. Ein Hügel ist da, in seiner Formung ähnlich dem Disibodenberg. Die Nahe fließt an ihm vorüber. Aber Hildegard sieht noch einen anderen Fluß. Das ist nicht der Glan, sondern der Rhein. Düster und verlassen sieht der Hügel aus. Nichts ist dort als eine armselige Kapelle und ein elendes Winzerhäuschen mitten in Wildnins und Dornengestrüpp. Und eine Stimme hört sie:

"Hildegard, sieh deine neue Heimat! Ich will dir den Weg dorthin zeigen! Du aber künde deinen Töchtern meinen Willen und zögere nicht!"

Dann verschwindet das Gesicht.

Müde und zerschlagen steht Hildegard auf. Trostloser als zuvor ist nun ihr Herz. Diese Wildnis also soll sie gegen den blühenden Garten umtauschen, den sie zur Stunde bewohnt! Ist es nicht richtiger, auf weiteres Wachstum des Klosters in Gottes Namen zu verzichten? In Gottes Namen? Wies Gott sie nicht zu einem neuen Ziel?

Wie Hildegard noch in düstere Gedanken versunken die Kapelle verließ, sprangen ihr ein paar Oblatinnen entgegen und riefen mit glänzenden Augen:

"Magistra, der Kinderabt steht vor der Klostertür und begehrt Einlaß. Dürfen wir ihm auftun?

Eine Wolke des Unmutes zog über die Stirn der Meisterin. Wahrlich, der Sinn stand ihr heute nicht nach Mummenschanz. Aber nein, das Abtsfest am Tag der Unschuldigen Kinder war kein Mummenschanz. Hatte der Herr nicht ein Kind in die Mitte seiner Jünger gestellt und ihnen gesagt: "Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen?" Ist nicht ein Kind Gottes schönste Offenbarung?

"Der Abt ist befugt, in die Nonnenklausur einzutreten", antwortete Hildegard jetzt müde lächelnd. "Der Kinderabt hat heute alle seine Rechte. Also heiße ich ihn willkommen!" Jubelnd sprangen die Kinder davon, der Nonne, die Pforte und Sprechfenster hütete, der Meisterin Bescheid zu bringen.

Bald darauf trat ein Knabe, dem Mitra und Abtsstab seltsam genug zu dem jungen Gesicht standen, in die Zelle der Meisterin. Ein wenig verlegen schaute sich der Bub in der ungewohnten Umgebung um, unsicher blickte er auf die Nonne, von der man im Mönchskloster so seltsame Dinge berichtete. Dann aber nahm er all seinen Jungenmut zusammen und sagte in lateinischer Sprache:

"Graf Reinold I. von Wenerde, Abt des Klosters vom heiligen Disibod, entbietet der Meisterin des Frauenklosters daselbst Gruß und Segen im Herrn!"

"Die Meisterin erwidert in Demut den Gruß und heißt den Herrn Abt in Ehrfurcht willkommen", antwortete Hildegard. "Aber habt Nachsicht mit meiner Unwissenheit und sprecht fürderhin mit mir nicht lateinisch, sondern in deutscher Sprache."

Der Abt nickte huldvoll und seufzte erleichtert auf; denn er gestand sich im geheimen, daß er nun auch so ziemlich mit seinem Latein am Ende war.

"Ich habe Euren Eifer in der Verwaltung des Nonnenklosters mit Freude zur Kenntnis genommen", fuhr er jetzt fort. "Aber daß Ihr meine Schwester, welche mein Vater, der Vitztum von Hildesheim, als Oblatin hierherbrachte, nicht aufgenommen habt, das hat meinen Unwillen erregt."

"Herr Abt, unser Klösterchen ist zu klein und nicht imstande, noch mehr Bewohnerinnen aufzunehmen", seufzte Hildegard.

"Wenn einem Vogel das Nest zu eng wird, dann zieht er aus und baut sich anderswo ein neues", erwiderte der Kinderabt ohne Zögern.

"Ihr sprecht weise, Herr Abt", lächelte Hildegard, "und mir ist, als spräche Gott durch Euren Mund. Er hat mir im Geiste einen Hügel gezeigt. Zwischen Rhein und Nahe muß er liegen. Öde ist er und voller Dornen und Gestrüpp. Nur eine halbzerfallene Kapelle steht dort oben, daneben ein armseliges Winzerhäuslein.

"Das ist der Rupertsberg bei Bingen", rief der Knabe lebhaft, der plötzlich seine hohe Würde vergessen hatte. "Da flattert es von Eulen und Fledermäusen, und in den Nächten tanzt dort der Igel. Meinem Vater gehört der Hügel und dem Onkel Hermann, der zu Mainz Propst ist am Heilig Kreuz. Billig werden sie Euch die Wildnis lassen, nur . . ."

"Nur?" fragte Hildegard.

"Wo sollen denn die Binger Buben Krieg spielen und Krähennester suchen, wenn Ihr da ein Nonnenkloster baut?" seufzte der Kinderabt bedenklich.

"Nun, dafür wird sich wohl Rat finden!" antwortete Hildegard lächelnd.

"Schwerlich!" meine Reinold von Wenerde zweifelnd. "So einen Ort zum Kriegspielen gibt es in der ganzen Welt nicht mehr."

Nachdem er auch den anderen Nonnen seine Aufwartung gemacht und die Oblatinnen ermahnt hatte, in der Furcht des Herrn zu verharren und im Herbst den Klosterscholaren ab und zu eine Birne über die Mauer zu werfen, empfahl sich der Kinderabt.

Hildegard aber sann darüber nach, wie seltsam der Herr es gefügt hatte, daß sie nun auch den Namen ihrer zukünftigen Wohnstatt wußte.

Reinold von Wenerde erzählte zwar im Mönchskloster von der geplanten Übersiedlung der Nonnen zum Ru-

pertsberg. Aber er erntete nur schallendes Gelächter. Pater Arnold kamen die Tränen vor Vergnügen, als er davon hörte. Er kannte den Rupertsberg ebenfalls aus jungen Tagen her und hielt den Plan, dahin überzusiedeln, für so närrisch, daß er ihn nur für einen guten Scherz hielt.

"Sie würden ja auf dem Mäusehügel bei lebendigem Leibe verdursten", sagte er, sich biegend vor Lachen. "Da gibt's ja nicht einmal einen Schluck Trinkwasser und mit den Füchsen und Eulen da oben zu hausen, wird wohl mancher der hochadligen Ordensfrauen wenig gefallen."

Hildegard quälte sich in den Tagen, die auf das Kinderfest folgten, mit dem Gedanken an die Umsiedlung. Dennoch fand sie nicht den Mut,mit ihren Töchtern davon zu sprechen. Sie wollte ihnen die Freude der festlichen Weihnachtszeit nicht verderben.

Zu all diesen Sorgen gesellten sich wieder die bohrenden Zweifel, ob ihre Gesichte, die sie hatte aufzeichnen lassen, wirklich in Gott ihren Ursprung hatten. Der Dreikönigstag steigerte die lähmenden und marternden Gedanken zu unerträglicher Qual. Wo sollte sie Gewißheit finden? Wen könnte sie um Rat fragen? Waren die anderen denn nicht selbst alle unsicher und ratlos, bei aller Ehrfurcht, die man gegen sie bezeugte. Wie oft hatte Volmar sie stören wollen, und doch las Hildegard selbst auf dem Grund dieser reinen und guten Seelen einen letzten Zweifel. Der Abt hatte die Angelegenheit dem Bischof zum Urteil übergeben. Aber der getraute sich selber nicht, das letzte entscheidende Wort zu sprechen. Wer in der Welt würde ihrer zerquälten Seele den Frieden wiedergeben können?

In die Einsamkeit hinein begann es plötzlich zu läuten. Die Klosterglocken schwangen vom Turm, und von allen Dorfkirchen kam jubelnde Antwort.

"Was ist?" fragte Hildegard, die lange sinnend und grübelnd in ihrer Zelle gesessen hatte, als soeben die Nonne Adelheid von Somerschenburg eintrat. "Warum läuten die Glocken?"

Erstaunend blickte Adelheid die Meisterin an.

"Ja, wißt Ihr denn nicht?" fragte sie verwundert. "Heute zieht der große Abt Bernhard von Clairvaux ins Nahetal. In Kreuznach will er zu Nacht bleiben, um von dort seinen Weg nach Boppard fortzusetzen. Aber Ihr habt in den letzten Tagen gar so wenig acht auf das gehabt, was um Euch her geschah", setzte sie mit einem traurigen Blick hinzu.

"Abt Bernhard von Clairvaux?" stammelte Hildegard verwirrt.

"Ja, er ist unterwegs, das heilige Kreuz zu predigen am ganzen Rhein und in Flandern. Überall, wohin er kommt, läuten die Glocken, und die Kinder streuen Blumen auf seinen Weg."

"Und heute wird er in Kreuznach sein?" fragte Hildegard lebhaft.

"So ist es, Meisterin!" bestätigte die Nonne.

Da stand Hildegard auf, ging lange Zeit mit schnellen Schritten durch das Gemach, blieb endlich vor Adelheid stehen und sagte:

"Ruf mir Richardis! Ich will einen Brief diktieren."

Lange starrte sie vor sich hin, als die Nonne ihre Zelle verlassen hatte. Ja, das war die Erlösung! Wenn einer ihres Herzens Kummer verstand, wenn einer sie erretten konnte aus der Hölle ihrer Zweifel, dann war es der heiligmäßige Gottesrufer Bernhard. Er würde beurteilen können, ob Gottes Sendung wirklich auf ihr lag, oder ob eitles Blendwerk sie täuschte. Ja, wenn einer ihr helfen konnte in ihrer Angst und ihrem Elend, dann war es der große Zisterzienserabt.

Leise trat Richardis ins Zimmer.

"Setze dich, meine Tochter" ,sagte Hildegard, und es
"Gern, Meisterin!" antwortete die stille Nonne und
machte sich zum Schreiben bereit.
war Richardis, als hörte sie ein seltsams Beben in ihrer Stimme. "Ich habe einen wichtigen Brief zu schreiben."

Eine Weile noch schwieg Hildegard, dann begann sie: "Schreibe: Im Geiste der Geheimnisse spreche ich zu dir, verehrungswürdiger Vater! Ein Wunder bist du der erhabenen Herrlichkeiten Gottes, ein Schrecken für die Torheit der Welt, wenn du unter der Fahne des heiligen Kreuzes in der glühenden Liebe des Gottessohnes ausziehst, die Menschen für Christi Kriegsdienst zu werben, zu kämpfen wider der Tyrannen Grausamkeit . . ."

Lange diktierte Hildegard. Richardis hatte oft Mühe zu folgen, so drängend kamen die Worte über die Lippen der Meisterin; ihr ganzes Herz legte Hildegard dem großen Gottesmann offen dar. Von ihren Visionen schrieb sie, die seit der frühesten Kindheit ihr Leben ständig begleiteten, von den großen Gesichten, die ihr seit vielen Jahren nun schon geworden, vom Streit der Menschen über ihre Offenbarungen und von der Angst, die das eigene Herz folterte. Um Rat und Trost bat sie, und in kindlicher Ehrfurcht befahl sie sich in Bernhards Gebet.

"Guter, mildester Vater, nimm mich in deine Seele, bitte für mich, weil ich ob der Gesichte in schwerer Not bin . . . Meine Worte aber wollest du in dein Herz aufnehmen! . . . Lebe wohl in deiner Seele und sei stark im Kampfe in Gott! Amen!

Müde ließ Richardis die Feder sinken. Die Meisterin aber erhob sich, öffnete den Fensterladen, so daß die kalte Winterluft in die Zelle eindrang, und lauschte dem Ton der Glocken, der von allen Türmen im Nahetal schwang.

Kurze Zeit darauf ritt einer der Klosterknechte nach Kreuznach und übergab Bernhard von Clairvaux das Schreiben der Meisterin.

In Angst und Hoffnung verbrachte Hildegard die nächsten Tage. Endlich kam die heiß ersehnte Antwort. Kurz war Bernhards Brief, aber voller Trost und Güte. Durch ihn schenkte Gott der Seherin den so schmerzlich entbehrten Frieden wieder.

Wochen vergingen. Die Fastenzeit wob wiederum das Hungertuch vor die Altäre. Immer noch nicht hatte Hildegard zu ihren Töchtern von der Übersiedlung zum Rupertsberg gesprochen, die Gott von ihr in der Erscheinung gefordert hatte.

Da schlug Gottes Hand seine säumige Dienerin. Schweres Leiden warf Hildegard abermals aufs Krankenbett. Ratlos standen ihre Töchter an ihrem Lager und suchten durch gute Worte und heilende Kräuter Linderung zu schaffen. Aber Hildegard schüttelte nur müde den Kopf.

"Bitte den Abt Kuno, er möge zu mir kommen!" sagte sie endlich mit leiser Stimme.

Wenig später vernahm der Abt durch der Meisterin Mund den Plan der Übersiedlung zum Rupertsberg.

Lange schwieg Abt Kuno. Dann sagte er:

"Ihr seid undankbar, Meisterin!"

"Undankbar?" fuhr Hildegard auf.

"Ja, undankbar! Undankbar seid Ihr gegen die Stätte, die Eurer Jugend glückseliges Heim gewesen! Undankbar gegen Jutta von Sponheim, deren Grab Ihr verlassen wollt. Undankbar gegen die Armen und Kranken, die vertrauensvoll all ihr Leid Euch auf diesen Hügel trugen! Undankbar gegen die Mönche vom heiligen Disibod, die Euch Schutz und Hort waren in schwerer Zeit! Undankbar seid Ihr gegen Gott, der Euch hier Kranz und Schleier bescherte!"

Lange hielt Hildegard den Blick gesenkt, ohne auf die Vorwürfe des Abtes zu antworten. Endlich sagte sie mit kaum vernehmbarer Stimme:

"Gott allein weiß, wie mir der Gedanke an den Abschied das Herz zerreißt. Aber gegen Seinen Willen darf man nicht trotzen!"

"Es ist nicht Gottes Wille!" erwiderte Herr Kuno eindringlich. "Ihr täuscht Euch, Frau Meisterin!"

"Er hat mir so sichere Zeichen Seines Willens gegeben, daß ich nicht zweifeln kann!" antwortete Hildegard. Da geschah es, daß der Abt vom Disibodenberg sich gar sehr verhemütigte. Er kniete am Lager der Meisterin nieder, hob bittend die Hände auf und sagte mit bebender Stimme:

"Ich bitte Euch, Frau Hildegard, geht nicht von uns! Im Namen meiner Söhne bitte ich Euch, die Euch wie eine Mutter ehren, im Namen Eurer Töchter, die hier ein friedvolles Heim fanden, im Namen der Armen und Kranken, die ohne Trost und Hilfe sein werden, wenn Ihr fortzieht. Im Namen Gottes bitte ich Euch . . ."

"Steht auf, Abt Kuno!" unterbrach Hildegard mit fester Stimme. "Im Namen Gottes dürft Ihr nicht bitten. Ich aber fordere im Namen Gottes, daß Ihr unserem Wegzug kein Hindernis in den Weg stellet!"

Da erhob sich der Klosterherr jäh von den Knien. Finster war sein Gesicht, und schwer ward es ihm, den aufsteigenden Zorn zu unterdrücken.

"Bisher habe ich Euch gebeten", sagte er dann. "Nun aber befehle ich Euch als Euer Abt und Herr, den Disibodenberg nicht zu verlassen!"

"Ihr könnt nicht verbieten, wo Gott befiehlt!" antwortete Hildegard. Der Abt wandte sich wortlos um und verließ die Zelle.

Am gleichen Tag tat Hildegard ihren Töchtern den Willen Gottes kund. Auch hier traf sie auf unerwarteten Widerstand. Unter Tränen flehten Nonnen und Oblatinnen die Magistra an, sie doch ihres von Gott gesegneten Heiligtums nicht zu berauben. Selbst Jutta, die sich sonst still in allem unterordnete, murrte laut.

"Die ehrwürdige Meisterin Jutta würde im Grab keine Ruhe finden, wenn sie Euren Plan vernähme", sagte sie unwillig.

Hildegard aber wehrte alle Einwände liebevoll, doch entschieden ab. Schließlich sagte sie:

"Glaubt mir, meine Töchter! Niemand von euch hängt so mit ganzer Seele an diesem Ort wie ich."

"So bleibt doch!" wagte Hiltrud zu mahnen. Aber die Meisterin schaute sie traurig an und sprgch:

"Versteh doch, Hiltrud! Es geht nicht um meinen, sondern um Gottes Willen!"

Da senkten die Nonnen die Blicke und schwiegen. Nur Richardis sagte mit fester Stimme:

"Die Meisterin hat recht. Es geschehe, wie sie gesagt!"

Hildegard blieb nun nicht müßig. Sie schickte einen Boten mit einem Brief an die Markgräfin Richardis, die Mutter ihrer Nonne, und bat sie, beim Erzbischof von Mainz in ihrer Angelegenheit Fürsprache zu tun. Bald schon kam günstige Antwort. Die Markgräfin hatte in ihrer Verehrung für die Meisterin den erbetenen Schritt getan und brachte nun die Entscheidung des Erzbischofs, überall könne ein Kloster entstehen; denn ein Ort würde nicht durch natürliche Vorzüge, sondern durch gute Werke geheiligt. Die Meisterin möge ruhig das tun, was sie als Gottes Willen erkannt hätte.

Sofort begann Hildegard mit den notwendigen Verhandlungen. Sie erwarb den Rupertsberg für zwanzig Mark von den beiden Grafen von Wenerde, und unterstützt durch den Graf Meginhard von Sponheim, Pfalzgraf Hermann von Stahldeck und andere adelige Gönner aus Rheinfranken, ließ sie noch im Frühling des Jahres 1147 mit den Arbeiten zum Klosterbau beginnen. Gestrüpp und Gedörn wurden ausgerodet, der Baugrund geebnet, das halbzerfallene Kirchlein wiederhergestellt, und bald schon wuchsen die Mauern aus der Erde. Von allen Seiten eilten Bürger und Bauern herzu, bei dem Klosterbau zu helfen. So nahm alles einen guten Fortgang, sehr zum Verdruß der Mönche auf dem Disibodenberg, die indessen nach dem Entscheid des Erzbischofs keine Möglichkeit hatten, die Meisterin in ihrem Vorhaben zu hindern.

Am leidenschaftlichsten kämpfte der Mönch Arnold gegen die beabsichtigte Übersiedlung. Er glaubte, den Nonnen gar einen Dienst zu erweisen, wenn er den freiwilligen Helfern ihre Mitarbeit verleidete. Von Weiler aus, wo die Disibodenberger ein Besitztum hatten, konnte er den Fortschritt der Arbeiten auf dem Rupertsberg sehr wohl beobachten, und wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, dann wäre der Hügel mitsamt den aufsteigenden Mauern in die Luft geflogen.

Eines Tages aber erkrankte der Mönch heftig. Seine Zunge, die so viel gegen den Klosterbau geredet hatte, schwoll entsetzlich an, so daß man für sein Leben fürchtete. Da ließ er sich, dem Tode nahe, in das Kirchlein bringen, das dem heiligen Bekenner Rupert geweiht war, und gelobte, in Zukunft dem Werk Hildegards nicht mehr zu widerstehen. Und es geschah das Wunder, daß der Mönch auf der Stelle geheilt ward. Von jetzt ab aber war keiner so eifrig beim Klosterbau wie Pater Arnold, der nicht zögerte, sich in die Reihen der Arbeitenden zu stellen und aus allen Kräften mitzuschaffen.

Die Nonnen auf dem Disibodenberg hatten ihren Widerstand ebenfalls aufgegeben. Sie waren erschüttert, als sie sahen, mit welch angstvollem Eifer die Meisterin darauf bedacht war, den Willen Gottes zu erfüllen, und wenn sie auch mit Schmerzen an den Tag dachten, an dem sie von dem ihnen so liebgewordenen Hügel scheiden mußten, so beteten sie doch alle einmütig, Gott möge das Werk Hildegards segnen.

Es wollte der Meisterin aber fast das Herz zerreißen, als sie in immer größeren Scharen die Armen und Kranken zum Disibodenberg hinaufpilgern sah, die mit aufgehobenen Händen baten, sie doch nicht allein zu lassen. Wie vielen war Hildegard seit dem Tod der Meisterin Jutta eine Helferin gewesen in aller Not! Von weither schleppte sich das Elend den Klosterhügel hinan, und jeder der Mühseligen und Beladenen wußte, daß er am Sprechfenster des Nonnenklosters Trost und Hilfe fand.

Nun kamen sie in hellen Scharen, weil auch zu ihnen die Kunde gedrungen war, die Nonnen beabsichtigten, den Disibodenberg zu verlassen. Kummer und Schmerz las Hildegard in ihren Augen, stillen Vorwurf und die eine große Bitte: "Bleibe bei uns! Laß uns nicht allein!"

Das war Hildegards letzte schwere Prüfung. Wenn irgend jemand es vermocht hätte, sie dem göttlichen Willen untreu zu machen, dann wären es die Siechen und Elenden gewesen, die sie wie eine Mutter liebte.

Frauen hoben ihre Kinder zum Sprechfenster empor, die Hildegard in kindlichem Gestammel baten, nicht fortzugehen. Sieche und Lahme zeigten der Meisterin ihre Krücken und flehten sie an, zu bleiben, da ihnen der Weg zum Rupertsberg zu weit sei! Ja, das war der letzte, große Sturm gegen das gute Herz der Meisterin. Aber schließlich blieb doch immer ihre einzige Antwort:

"Meine Kinder, es ist Gottes Wille, daß wir fortziehen. Meine Liebe wird immer bei euch bleiben!"

Da senkten die Armen den Blick und schlichen von dannen. Lange schaute Hildegard ihnen nach. Ihr Herz war ohne Trost.

Zu derselben Zeit flogen die Wimpel der Kreuzritter durch das ganze Land. Welf und Staufer schlossen Frieden. Urfehde schwor man in allen Gauen. Aller Zwist hatte zu schweigen vor dem einen heiligen Ziel, der Fahrt in Gottes eigenes Land. Trautwin und Roderich nahmen Abschied von Hildegard. Für das Kloster auf dem Rupertsberg stifteten sie im Einverständnis mit ihrem Bruder Hugo aus altem Familienbesitz Ländereien zu Bermers-

heim. Als sie fortritten, fühlte Hildegard, daß sie die Brüder niemals würde wiedersehen.

Böse Kunde kam in jenen Tagen aus Rom. Dort hatte der verblendete Mönch Arnold von Brescia eine Empörung gegen den frommen Papst Eugen III., einen Schüler des großen Abtes Bernhard, entfesselt. Eugen hatte schließlich gar aus der Stadt der Päpste fliehen müssen und war nun am letzten Novembertag des Jahres 1147 in Trier eingetroffen, um eine große Synode abzuhalten. Hier geschah es, daß der Erzbischof von Mainz dem Papst über die seltsamen Gesichte Hildegards berichtete. Eugen III. hörte aufmerksam zu und beauftragte schließlich eine Kommission, bestehend aus dem Bischof Albero von Verdun und einigen anderen heiligmäßigen und erprobten Männern, sich zum Disibodenberg zu begeben und dort an Ort und Stelle die Verhältnisse zu untersuchen.

An einem der letzten Adventstage erstattete die Kommission in Trier ihren Bericht.

Im Kreis von zwanzig Kardinälen sowie einer großen Zahl von Bischöfen und Äbten saß Papst Eugen III. im Saalhof zu Trier und befahl dem Bischof von Verdun, der soeben zum Gruß sein Knie vor ihm beugte, aufzustehen und über seine Mission zu berichten.

Atemlose Stille war in der Halle. Alle Augen richteten sich erwartungsvoll auf Alberos hagere Gestalt.

"Sprecht!" gebot der Papst abermals. Und Bischof Albero sprach:

"Heiliger Vater! Nach Eurem Willen haben wir die Meisterin vom Disibodenberg einem strengen und eingehenden Verhör über ihre Erscheinungen, ihre Absichten, ihren Lebenswandel unterworfen. Wir haben ferner sowohl Abt und Mönche dortselbst wie auch die Nonnen, die Hildegards Leitung unterstehen, als Zeugen vernommen. Ich kann unser Urteil in einem einzigen Satz zusammenfassen." Hier machte Bischof Albero eine kurze Pause. Dann sagte er, während tiefe Ehrfurcht seine Stimme durchbebte: "Wir kommen von einer Heiligen!" Bewegung ging durch den Saal, ein Raunen brach auf, Ausrufe des Erstaunens wurden laut. Der Papst erhob Schweigen gebietend die Hand, und weiter sprach der Bischof von Verdun:

"Alles Erdenmaß übersteigt diese Frau. Ihr Sinnen und Denken und Reden ist nicht von dieser Welt. Ihr Geist ist von Gottes Licht erfüllt. Gottes Feuer brennt in ihrer Seele. Ihr einzigster Wunsch ist es, des Allerhöchsten Willen in allem zu erfüllen."

"Übt sie die Werke der Liebe?" fragte der Papst.

"Ich sah sie Krüppel und Bettler wie eine Mutter betreuen!" gab Albero ohne Zögern zur Antwort.

Eine Weile schwieg jetzt Eugen, nickte mehrmals still vor sich hin. Dann schaute er den Bischof fest an und sagte:

"Wir haben eine letzte Frage. Wie das Gold sich im Feuer bewährt, so der Heilige in der Prüfung der Demut. Ist sie demütig?"

"Wir haben ihr die Probe der Demut nicht erspart", erwiderte Albero. "Aber wir vermögen vor Gott und Euch, Heiliger Vater, zu beschwören, daß größere Demut uns nie im Leben begegnete. Doch ist ihre Demut mit solcher Hoheit und Würde gepaart, daß wir versucht waren, vor dieser Frau in Ehrfurcht das Knie zu beugen."

Lange war nun das Schweigen. Dann sagte der Papst: "Wir wollen ihre Schriften kennenlernen." Man reichte ihm eine Anzahl beschriebener Pergamentblätter. Der Papst selbst begann mit lauter Stimme daraus vorzulesen.

Atemlos lauschte die große Zahl der Zuhörer.

Ihnen allen war es, als vernähmen sie eine Botschaft, die nicht von dieser Erde kam. Sie spürten in aller Tiefe erschauernd eine wundersame Kraft, die nach ihren Herzen griff, ein geheimnisvolles Licht, das ihre Seele durchströmte.

Langsam ließ der Vater der Christenheit die Pergamente sinken. Tiefe Bewegung malte sich auf seinem aszetischen Antlitz. Dann sprach er, einen Blick in die Runde werfend:

"Wer will dem Gehörten eine Deutung geben?" In Schweigen verharrten Bischöfe und Kardinäle. Von einem zum anderen ging Eugens Blick. Auf dem Antlitz eines der Anwesenden verweilte er:

"Abt Bernhard, was dünkt Euch?" Da trat der berühmte Meister von Clairvaux sicheren Schrittes vor. Hell leuchtete sein Auge. Dann sagte er mit Festigkeit:

"Was wir hörten, war Gottes Botschaft. Des Heiligen Geistes Wehen hat unsere Seelen berührt. In schwerer Zeit ließ Gott in armer Klosterzelle ein Licht aufgehen, damit es tröstend und wegweisend scheine in die Dunkelheiten. Eure Aufgabe aber, Heiliger Vater, ist es, dafür Sorge zu tragen, daß dieses Licht nicht unter dem Scheffel bleibe, sondern durch Euer apostolisches Urteil auf den Leuchter gehoben werde, damit es allen leuchte, die im Hause des echten Glaubens sind."

Da stand Papst Eugen III. auf und sagte mit zitternder Stimme:

"Gott der Herr hat uns in schwerer Zeit ein großes Kreuz auf die Schultern gelegt. Bittere Heimsuchung ließ er über uns kommen. Aus der Stadt der Päpste mußten wir fliehen wie einer, den die Pest gezeichnet. Aber seine Liebe tröstet uns überreich durch der Offenbarung Wort, das er der leidbeladenen Welt zuteil werden läßt. Ich danke Euch, Bischof Albero von Verdun, und auch Euch, Abe Bernhard von Clairvaux, den wir wie einen Vater zu ehren nie aufhören werden. Unser Urteil schließt sich dem Euren an. Durch die Meisterin auf dem Berg des heiligen Disibod spricht Gott. Von diesem unserem Urteil werden wir der Seherin und der Welt Zeugnis geben. Gott aber sei Dank für Seine endlose Barmherzigkeit."

Stille war nach den Worten des Papstes. Dann brach es aus der erlauchten Versammlung, als hätte ein Sturm in einem Augenblick alle Herzen gepackt:

"Te Deum laudamus."

*

"Te Deum laudamus", sangen auch die Nonnen auf dem Disibodenberg, als ein Handschreiben des Papstes eintraf, in dem das Haupt der Christenheit sein Urteil über Hildegards Visionen wiederholte.

Allen Friedens unendliche Fülle ward dem zermarterten Herzen Hildegards wiedergegeben. Nicht über die große Ehre, die ihr zuteil geworden, jubelte ihr Herz, sondern weil das Urteil des Papstes ihr auch die letzten Zweifel, die wie trüber Nebel ihre Seele bedrückten, hinweggeweht hatte.

Frieden sangen die Glocken der Heiligen Nacht, Freude und Frieden allen Menschen, die Gottes Güte heimsucht.

Wenige Tage später aber zogen die Nonnen vom Disibodenberg fort in ihr neues Heim. Schwer war allen der Abschied von der Stätte, mit der so viele teure Erinnerungen auf immer verbunden bleiben. Weinend schauten die Klosterfrauen und Oblatinnen immer wieder zu dem stillen Heiligtum zurück, das ihnen allen eine liebe Heimat gewesen war. Weinend gaben die Leute aus den Nachbardörfern der kleinen Klosterkarawane das letzte Geleit. Keiner war wohl unter ihnen, dem Hildegard nicht in irgendeiner Not des Leibes oder der Seele Trost und Hilfe gegeben hate.

An Schloß Böckelheim vorüber ging der Zug, wo Hildegard die ersten Jahre ihrer Kindheit, wohlbehütet durch der Eltern Liebe, verlebt hatte. Keiner von ihren Angehörigen bewohnte nunmehr die Burg. Nach dem Tod des Bischofs Bruno im Jahre 1123 hatte Hildebert sein Ministerialverhältnis zu dem Speyrer Oberhirten gelöst und war nach Bermersheim übergesiedelt, wo ihm durch Erbschaft die reichen Güter der Familie zugefallen waren.

Nun deckte ihn sowie Frau Mechtild längst schon der Rasen. Hildegard sprach aus ganzem Herzen ihr Gebet für die Seelenruhe der Eltern, als sie an ihrer alten Heimstatt vorüberzog.

Von allen Türmen im Nahetal läuteten die Glocken, als die Meisterin mit ihren Nonnen und Oblatinnen vorüberzog. Je mehr sie sich dem Rupertsberg näherten, um so lauter erscholl der Jubel. Die Bürger und Geistlichen von Bingen kamen dem Zug mit wehenden Fahnen und schimmernden Kreuzen entgegen und geleiteten in Prozession die Ordensfamilie zu ihrem neuen Heim. Noch war der Klosterbau nicht vollendet. An gar vielem mangelte es noch, die erste Unterkunft, die Hildegard ihren Töchtern bieten konnte, war wahrlich bescheiden.

Dennoch leuchteten die Augen der Meisterin vor Freude, als sie zum erstenmal am Grabe des heiligen Rupertus niederkniete, und aus ganzem Herzen sang sie mit ihren Töchtern das Te Deum!

Nach so viel Kampf und Friedlosigkeit hatte die Ordensfamilie endlich das Heim gefunden, das Gottes Wille ihr bestimmt hatte, und es war allen, als könnte der Friede nun nimmer weichen.

Immer noch läutete ja von allen Türmen der Welt der Weihnacht heiliger Klang, und hell stimmte das Glöcklein vom Rupertsberg in den seligen Jubel ein.

Mißklang und Harmonie

Der Morgen kam.

Müde erhob sich die Meisterin vom Tisch ihrer Zelle, an dem sie die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatte, löschte das Licht und stieß den Laden auf. Frühlingsluft umwehte kühlend die brennende Stirn. In vollen Zügen atmete Hildegard ihren würzigen Duft. Dann lauschte sie auf das Lied der Vögel, die in allen Zweigen sangen.

"Ihr habt's gut", seufzte die Magistra. "Ihr schmettert euer Lied in den hellen Tag und laßt Gott für euch sorgen. Die Meisterin vom Rupertsberg aber mußte die ganze Nacht rechnen."

Wieder wandte sie sich ihrem Arbeitstisch zu, nahm die Blätter zur Hand, die mit langen Zahlenreihen bedeckt waren. Rechnungen der Bauleute waren da, Rechnungen für Steine, Kalk und Sand, für Bretter Balken und Sparren, für Arbeitslöhne und Transporte, Rechnungen für Vieh und Futter, für Geräte und Werkzeuge, Rechnungen von Baumeistern, Kaufleuten und Handwerkern, Rechnungen ohne Ende. Und jede Zeile auf den Papieren endete mit einer Ziffer, welche die Meisterin bedrohlich anstarrte, sich mit anderen zusammentat, wie ein Ungeheuer sich aufblähte, um schließlich in ihrem Endergebnis sie völlig niederzuschmettern.

Vergebens hielt Hildegard noch einmal Heerschau über ihre Hilfstruppen, die sie in den Kampf gegen diese furchtbaren Zahlenheere zu werfen hatte. Da waren Pacht und Zinsen aufgerechnet, die ein paar Bauern zu zahlen hatten, Abgaben von Wein und Korn und Öl, Flachs und Wolle. Ja, wenn der Herbst einmal da sein würde und gute Ernte brachte, dann würde man schon eher zurechtkommen. Aber jetzt war es Mai, und bis zum Herbst war der Weg noch weit, sehr weit.

"Wir werden uns noch mehr einschränken müssen", beschloß Hildegard endlich ihre lange Abrechnung. "Im übrigen muß Gott, der draußen die kleinen Vögel nicht vergißt, sich unser erbarmen."

Sie legte die Blätter zusammen, verschloß sie in ihrer Lade und begab sich zur Kirche, von deren Turm soeben die Glocke zum Morgengottesdienst rief.

Hell schien der junge Tag durch die östlichen Fenster, und in seinem Glanz brachte der Priester Volmar, der den Nonnen als Probst auf den Rupertsberg gefolgt war, das heilige Opfer dar.

Hildegard ließ ihre Blicke über die Reihen der Nonnen gehen, die in den Chorstühlen knieten, um schließlich auf der Schar der Obatinnen zu verweilen, welche mit hellen Stimmen beteten und sangen.

"Panem nostrum quotidianum . . ." sprach der Mönch am Altar.

"Unser tägliches Brot gib uns heute!" betete Hildegard aus ganzer Seele mit. "Herr, um der Kinder willen, vergiß uns nicht!"

Kaum hatte die Meisterin den heiligen Gottesraum verlassen, da stürmten auch schon die Sorgen von neuem auf sie ein. Die Nonne Jutta flüsterte ihr noch auf dem Weg zum Refektorium zu:

"Wir schneiden heute das letzte Brot auf."

"So holt neues beim Bäcker in Bingen!" antwortete Hildegard. "Bald ist unser Ofen fertig, dann backen wir selber."

"Wenn wir bis dahin nicht verhungert sind! Der Bäcker in Bingen will nichts mehr borgen. Die Magd, die gestern neues holen sollte, kam weinend mit leeren Händen zurück. Der Bäcker will heute nachmittag kommen, sein Geld zu fordern."

"So will ich mit ihm reden. Er muß sich noch gedulden!" seufzte Hildegard.

"Graf Megingard von Sponheim oder der Pfalzgraf Herman von Stahleck würden uns gewiß helfen, wenn wir ihnen unsere Not darlegten", schlug Jutta zögernd vor. Aber Hildegard antwortete unwillig:

"Ich mag nicht betteln. Sie haben ohnehin mehr für uns getan, als wir erwarten konnten."

"Es stehen auch noch Erträgnisse aus den Gütern aus, die zur Nonnenklause auf dem Disibodenberg gehören", erinnerte Jutta.

"Ja, aber ich mag mich nicht mit den Mönchen darum streiten", erwiderte die Meistern scharf. "Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen?" Eine Weile zögerte Jutta. Dann sagte sie:

"Etwelche unserer Mitschwestern ertragen die Armut vom Rupertsberg nur schwer. Es hat schon Murren und offene Klagen gegeben, und einige haben gar gedroht, uns zu verlassen. Denkt, sie sind von hohem Adel und die geringe Kost, die zur Zeit auf den Klostertisch aufgetragen wird, nicht gewohnt."

Da ließ Hildegard ihr Haupt sinken. Dann sagte sie mit düsterer Stimme:

"Läute nach dem Morgenbrot die Glocke zum Kapitel. Ich will zu ihnen sprechen."

Wenig später waren die Nonnen im Kapitelsaal versammelt. Hildegard trat als letzte ein, sprach ein Gebet und ließ sich auf einem erhöhten Sitz nieder: Lange schaute sie ihre Töchter schweigend an, als wollte sie in der Seele einer jeden einzelnen lesen. Dann sagte sie mit ruhiger, fester Stimme:

"Meine Töchter! Ich habe vernommen, daß unter euch Klage geführt wird unserer Armut wegen. Ihr habt recht, es sind schwere Zeiten für uns gekommen. Wir ertragen gegenwärtig Entbehrungen wie nie zuvor. Aber die Armut war noch niemals eines Klosters Schande. Auch wißt ihr, daß unser Herr und Seine hochselige Mutter in Armut gelebt haben, Am Kreuze noch, aller Dinge bis auf ein Lendentuch beraubt, rief Christus vergebens nach einem Trunk Wasser. Ich kann euch auch nicht viel Hoffnung machen auf baldige Änderung unserer Verhältnisse. Der Klosterbau muß fertig werden, und auch ein würdiges Gotteshaus soll auf dem Rupertsberg erstehen. Ich weiß, daß wir um dieses Zieles willen darben müssen. Die ganze Nacht habe ich gerechnet und bin zu dem Schluß gekommen, daß wir uns noch mehr einschränken müssen als bisher."

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Es dauert ziemlich lange bis der Mensch versteht, daß Gott immer alles gibt und daß auch wir Ihm immer alles geben müssen. Die Heiligen haben hier auf Erden schon geahnt, daß es so im Leben ist. Und Maria, die Königin aller Heiligen, hat sich auch ganz dem Herrn geschenkt. So ganz, daß nie auch nur ein Flecklein schwacher Eigensucht an ihr war. Die allermeisten Menschen verstehen Gott und sich selbst erst in der Ewigkeit. Erst dort geben sie sich ganz ihrem Gott hin, wie heute die Heiligen im Himmel und die Seelen im Fegfeuer nur Gott leben und nur auf Ihn ihr Sinnen und Lieben gerichtet halten. Wir aber üben uns noch klein und schwach in unserer Hingabe an Gott. Wer Gott sich hingibt, der gibt auch an Gott von seinem irdischen Gut. Das tun wir hier. mit Hilfe unserer Priester-Studenten-Bursen. Möge Gott segnend und liebend hinnehmen, was wir Ihm an kleinen Gaben opfern.

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,493.25
Mrs. T. Pfefferle, Saskatoon, Sask.	2.00
Mrs. Jack Fahlman, Regina, Sask.	1.00
Mrs. Peter Ell, Regina, Sask.	2.00
Mrs. Fred Ehman, Craik, Sask.	1.00
Mrs. A. List, Regina, Sask.	1.00
Mrs. Matilda, Klein, Saskatoon, Sask.	1.00
Mrs. M. Baumgartner, Regina, Sask.	2.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
St. Mary's C.W.L. League, Regina, Sask.	92.50
	$2,630.75

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,267.37
Karl Tomaschefsky, Odessa, Sask.	10.00
Mrs. T. Pfefferle, Saskatoon, Sask.	2.00
Miss Emma Wagner, Saskatoon, Sask.	1.00
John Schauenberg, Verwood, Sask.	8.00
	$2,288.37

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,389.45
Mrs. T. Pfefferle, Saskatoon, Sask.	2.00
Anton, Binder, Vancouver 14, B. C.	8.00
Mrs. Magdalena Kosolofski, Humboldt, Sask.	1.00
Mrs. B. Rositch, N. Kamloops, B. C.	2.00
John Rst Sr., Kendal, Sask.	3.00
Mrs. A. Koenig, Kelowna, B. C.	3.00
K. A. Righetti, Odessa, Sask.	5.00
	$8,413.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

Bücher für Ehe und Familie

Badenia-Buchhandlung, Karlsruhe

Steinstraße 17–21, Deuschland

Frau Elisabeth Muhl-Schwarzenberg, **Ehekompaß für alle Tage** 148 Seiten, kart. DM 4.80
Das Buch ist aus der Praxis einer eigenen glücklichen Ehe und einer langjaehrigen taetigkeit als Sozialfürsorgerin für die Praxis der Braut- und Eheleute geschrieben.

Otto Gfaf, **Vom Ehelichen Umgang**, 101 Seiten, brosch. DM 2.40
In einer offenen, klaren und feinen Art gibt hier der erfahrene Arzt und Eheberater Hinweise und Richtlinien für das rechte Verhalten in der naturtreuen Ehe.

Dr. med. Friedrich Freiherr v. Gagern, **Glücklche Ehe**, 135 S. DM 5.–
Dieses Buch hat das Anliegen, dem einzelnen zu helfen, eine erfüllte und glückliche Ehe zu führen, und darueber in guten Ehen eine Grundlage zu schaffen für das Glück der kommenden Generation.

Hermann Früauf, **Ehe und Geburtenregelung**, 108 S. brosch. DM 3.75
Ein Arzt behandelt in vornehmer, von christlicher Verantwortung getragener Form die Noete der heutigen Ehe und zeigt den natürlichen Weg der Geburtenregelung an, den christliche Eheleute ohne Gewssensnot gehen koennen.

Dr. med. Fredrch Freiherr v. Gagern, **Mann und Frau**, Einführung in das Geheimnis der Ehe. 48 Seiten, kart. DM 1.50
In zwei groessen, klar untergliederten Kapiteln "Aufklaerung des Kindes" und "Vorbereitung für die Ehe" wird der gesamte Fragenkomplex sehr offen und ohne jeglche Prüderie behandelt. Ganz praktische lebendige Richtlinien werden manche Verkrampfung loesen und zu einer Ehrfurcht führen koennen.

Morus-Verlag, Berlin, Deutschland

Josef de Vries SJ: **Warum Religion?** 110 Seiten, kartoniert DM 3.80, Leinen DM 6.40.
Werner Bulst SJ: **Vernünftiger Glaube.** 143 Seiten, kartoniert DM 3.80, Leinen DM 6.40.
Heinrich Fries: **Glauben — wissen.** 182 Seiten, broschiert DM 5.80, Leinen DM 7.80.

Der Unglaube bekaempft heute den Glauben als solchen in seinen Grundlagen und in seiner ganzen Gestalt und nicht nur irgendein Glaubensgeheimnis. Er wird als für den modernen Menschen nicht annehmbare Zumutung abgetan. Diesen Behauptungen begegnen die angezeigten Bücher. Sie stellen keine billge Verteidigung dar, sondern sind Darlegungen von Fachleuten, die, wenn sie auch in einer klaren und verstaendlichen Sprache schreiben, doch dem Leser nichts von der Schwere der angeschnittenen Fragen schenken. Es ist geistig wohltuend, zu sehen, wie de Vries in ruhigen, klaren Gedankengaengen, von den Einwaenden der Materialisten ausgehend und sie widerlegend, das Dasein Gottes begründet und das Wesen der Religion herausarbeitet. Er hat eine glückliche Faehigkeit, zuerst beaengstigend erscheinende Schwierigkeiten auf ihren einfachen Kern zurükzuführen und in treffenden Saetzen zu klaeren. — Bulst gibt in straffer Zusammenfassung und guter Formulierung das Wesentliche einer Begründung des Glaubens an Jesus Christus: wenn der Inhalt des Glaubens auch ein Geheimnis ist, so ist er doch nicht wider die Zukunft. Im Glauben dankt die Vernunft nicht ab. (Das Turiner Leichentuch aber einen "neuen Weg zu Christus" nennen, ist vielleicht weniger glücklich!) — Fries behandelt die alte und doch gerade heute wieder so aktuelle Frage nach der Vertraeglichkeit und nach dem Verhaeltnis von Glauben und Wissen. In klarer und die eigentlichen Ursachen der geschichtlichen Entwicklung dieser Frage aufhellender Darstellung wird die Kampffront aufgezeigt, die, zwar mit Unterschieden, heute quer durch Ost und West verlaeuft. In den positiven Ausführungen treten glücklich jene Elemente des Glaubens hervor, die geeignet sind, Schwierigkeiten und Missverstaendnisse vom Glauben selbst her zu beheben, vor allem die Grundgestalt des Glaubens als persoenliche Begegnung mit Gott. Die Bücher empfehlen sich nicht nur für private Lektüre, sie sind auch geeignet als Material für Unterricht und Laienschulung.